Vor Frankenhausen, wo Münzer die Vereinigung der fränkischen und thüringischen Bauern erhofft hatte, waren sechstausend Bauern zertrampelt. Es gab kein thüringisches Bauernheer mehr. Münzer, am Kopf verwundet, wurde gefangen, vor die Fürsten geführt, verhört und gefoltert. Und unter der Folter schleuderte er den Herren sein Bekenntnis ins Gesicht: „Omnia sint communia!" Alle Dinge sollen allen gemeinsam gehören! Dafür hatte er zeit seines Lebens gepredigt und gehandelt. Das aber war nicht der Sieg, den die Fürsten haben wollten. Auch die geistige Macht Münzers mußte noch bezwungen werden: Münzer sollte a l l e s widerrufen. Zehn Tage lang plagten sich die Herren, mit teuflischen Listen dem Bauernprediger das Geständnis zu entreißen, daß seine Lehre vom Recht für das gemeine Volk verfehlt gewesen sei. Thomas Münzer aber glaubte unbeirrt an die Kraft des einfachen, vereinten Volkes. Und er widerrief nicht.

Bereits erschienen:

A. G. Strobel

Florian Geyer

*

Carl Winter

Ritt ins Morgenrot

Ferdinand von Schill

*

Bert Brennecke

Ihr Maß ist voll

Georg Büchner

*

Reinhard Höhne

Kurs auf den Sund

Jürgen Wullenwever

*

Bert Brennecke

Der Stein kommt ins Rollen

Johann Jacoby

*

Rosemarie Schuder

Ich hab's gewagt

Ulrich von Hutten

*

Hans Halla

Herz ohne Heimat

Ernst Moritz Arndt

GROSSE PATRIOTEN

Rosemarie Schuder

Meine Sichel ist scharf

Eine historisch-biographische Erzählung über

THOMAS MÜNZER



RÜTTEN & LOENING
BERLIN

1. Auflage

Lizenz-Nr. 415/226/55 87/2 708

Ausstattung: Kollektiv Rütten & Loening


MVNZERVS

ZEHN TAGE

17. Mai 1525 bis 27. Mai 1525

Der Posten auf der äußersten Bastion der Feste Heldrungen gab die Meldung weiter:

„Er kommt!“

Überall in der weitausgedehnten Burganlage regten sich bei diesem Ruf die Menschen. Im Frauenhaus steckten die Weiber die Köpfe zusammen, flüsterten gierig erregt:

„... Er hat wirklich eine Nonne ins Bett genommen — als Ehefrau ...?“

An der Schleuse, am breiten Wassergraben rief der Wächter seinen Gehilfen.

„Los, pack zu! Vielleicht ist dieser Mensch doch vom Teufel besessen — und er kann schwimmen. Dann soll er das Wassertor nicht offen finden. Gefangen ist gefangen!“

Langsam, schwerfällig, aber um Haaresbreite genau legte sich die schwere Eisentür vor die gemauerte Zuflußwölbung. Der Wasserring um die Feste war geschlossen. Nicht eine Ratte würde einen Ausschlupf finden.

Die Kriegsknechte auf den Burgwällen griffen ihre Feuerbüchsen fester. Sie fürchteten sich vor dem Namen des Mannes, der da angekündigt wurde, fast mehr noch als vor ihrem Herrn, dem Grafen Ernst von Mansfeld. Und wenn dieser Mensch jetzt auch gefangen sein sollte, so blieb er doch immer noch, solange er lebte, seinen Gegnern schrecklich. Man wußte im ganzen Land, daß sogar Herzöge und Grafen mehr als besorgt wurden, wenn sie von ihm sprachen.

Selbst jetzt, nach der erwarteten Botschaft, fühlte sich der Graf Ernst von Mansfeld durchaus nicht so sicher, wie er es sich wünschen mochte.

„Also nun kommt er zu mir — und ich nicht zu ihm", murmelte er vor sich hin. Träge stand er auf, griff sich von einem ins Mauerwerk eingelassenen eichenen Brett eine mäßig große Flasche, nahm einige tiefe Schlucke. Der Pflaumenbranntwein schien ihn zu beleben. Er drückte heftig die schwerfällige Tür seines „Studierraumes" auf, schrie in den weiten Gang hinein:

„Holla, he, he! Schreiber!"

Ein mickriges Männchen kam eilig herbeigeschlurft. Mansfeld hatte aus seinem Lederkoller ein Pergament hervorgeholt. Seit dem 13. Mai 1525, dem Tag, da ein Bauer ihm das Schriftstück überbracht hatte, trug er es so bei sich. Er hielt es dem dürren Schreiber hin.

„Da, lies den Brief, den er an uns schrieb. Wir wollen uns recht auf seinen Empfang vorbereiten!"

Mansfeld lachte nicht. Kein Mensch hatte ihn je lachen sehen. Aber doch kam es dem Schreiber so vor, als sei sein Herr überaus lustig. Nur schien es ihm seltsam, daß diese Lustigkeit nicht auf ihn befreiend wirkte, eher sah es so aus, als sei sein Herr etwas unsicher. Doch was ging denn ihn, den Schreiber, die Stimmung seines Herrn an. Er war nur ein Diener und hatte zu gehorchen ohne nachzudenken. Und er las:

„Ich, Thomas Münzer, einst Pfarrer zu Allstedt, ermahne dich, daß du um des lebendigen Gottes Namen willen von deinem tyrannischen Wüten wollest abstehen und nicht länger den Grimm Gottes über dich erbittern. Du hast die Christen angefangen zu martern, du hast den heiligen christlichen Glauben eine Büberei gescholten, du hast dich unterstanden,

die Christen zu vertilgen. Siehe an, du elender, dürftiger Madensack, wer hat dich zum Fürsten des Volkes gemacht, das Gott mit seinem teuren Blut erworben hat? Du mußt und sollst beweisen, ob du ein Christ bist. Du sollst in wahrhaftiger Wahrheit gutes und sicheres Geleit haben, damit du hier über deinen Glauben aussagen kannst. Diese Sicherheit hat dir eine ganze Gemeinde im Ring zugesagt. Würdest du aber außen bleiben und dich wegen dieser Sache nicht rechtfertigen, so will ich vor aller Welt ausschreien, daß alle Brüder ihr Blut getrost gegen dich wagen sollen. Wirst du dich nicht demütigen vor den Kleinen, so wird dir eine ewige Schande vor der ganzen Christenheit auf den Hals fallen. Und damit du auch weißt, daß wir gemessenen Befehl haben, sage ich: Der ewige Gott hat es geheißen, dich vom Stuhl zu stoßen, mit der Gewalt, die uns gegeben! Denn du bist der Christenheit nichts nütze, du bist ein schädlicher Staubbesen der Freunde Gottes. Gott hat von dir und deinesgleichen gesagt: Dein Nest soll ausgerissen und zerschmettert werden!

Wir wollen deine Antwort noch heute abend haben, oder wir werden dich im Namen Gottes der Heerscharen heimsuchen. Da wisse dich nach zu richten. Ich fahre daher!

Gegeben zu Frankenhausen, Freitag nach Jubilate Anno 1525. Thomas Münzer mit dem Schwerte Gideonis. Sendbrief zur Bekehrung Bruder Ernsts in Heldrungen."

Mansfeld nahm dem Schreiber das Pergament wieder ab. Er ging zum Fenster, sah hinunter in den Burghof, winkte den Schreiber heran, befahl:

„Sage, was du siehst!“

Er trat zurück in den Raum, wendete sich zu dem Brett in der Mauer, griff sich eine neue Flasche. Und während er trank, berichtete der Schreiber:

„Ja, er fährt wahrhaftig einher. Anders wohl, als er es sich träumen mochte.“

„Danach fragt dich niemand!“

„Vergebt, Herr. — Der Schinderkarren ist über die Zugbrücke durch unseren schönen, breiten, gewundenen Torweg gefahren. Den Münzer haben sie an Armen und Beinen am Karren festgebunden. Hilf, Mutter Maria! — Wie haben sie ihn geschunden — entsetzlich!“

„Tölpel! Danach bist du nicht gefragt! Ist der da bei Sinnen?“

„Ich glaube — nein . . .“

„Was weiter? Berichte!“

Der Schreiber hatte sich vom Fenster weggewendet.

„Vergebt, Herr Graf. Ich kann's nicht weiter ansehen — es ist zu — zu . . .“

„Schweig! Geh! — Halt! Wenn ich den da verhöre, wenn ich ihn eigenhändig foltere, sollst du das Protokoll aufnehmen. Da sollst du noch ganz andere Dinge zu sehen bekommen. Aber dann unterstehe dich nicht, auch nur einmal den Mund zu verziehen!“

Am 15. Mai noch hatte dieser Mann Aufruhr unter den Tausenden von aufständischen Bauern vor Frankenhausen gepredigt. Und heute, zwei Tage später, wurde dieser Mensch, der seit 1520 jedem ordentlichen Herrn ein Greuel und Schrecken war, ihm, Ernst von Mansfeld, nach Heldrungen gebracht. Gefangen, gefesselt. Der Graf atmete bei diesen erfreulichen Gedanken hoch auf. Fast gleichzeitig mit dem Schreiber verließ er seinen „Studierraum“. Er ging zum südlichen Flügel des



Schloß Heldrungen in Thüringen

Herrenhauses, bis er an die Treppe kam. Einen Augenblick blieb er nachdenkend stehen. Die vor ihm die Feste gebaut hatten, waren, Gott lohne es ihnen, nicht ungeschickt gewesen. Sehr klug hatten sie das Wichtigste in dem Wohnsitz eines Herren dem Ganzen eingefügt: das Verlies. Er, Graf von Mansfeld, brauchte nicht über den Hof zu einem entlegenen Turm zu gehen, nein, die Baumeister hatten es ihm bequemer gemacht. Sie hatten das Herrenhaus im Süden zum Turm gerundet. Unter *ein* Dach hatten sie Schlafgemächer, den Festsaal und das Verlies gebracht. Mansfeld stieg langsam und vorsichtig die Stufen hinab. Er wollte selbst zusehen, wenn sie „den da“ in den Turm warfen. Nicht einmal in Gedanken wagte er, Münzer anders als „den da“ zu nennen; die Furcht vor diesem Namen war ihm ins Blut gegangen. Und diese Furcht vor allem, was mit diesem Mann zusammenhing, vor fordernden Bauern, vor aufrührerischen Berggesellen, Furcht um die eigene Sicherheit, ließ sich nur mit Pflaumenbranntwein betäuben.

Mansfeld wartete dort, wo auf einem Treppenabsatz eine Leiter gegen das innere Mauerwerk des Turmes lehnte. Einige Stufen weiter nach unten war der Zugang zum Hof. Durch die offene Tür sah Mansfeld, wie seine Knechte Bertold und Stephan den Münzer heranschleppten. Der Graf nickte, als er sah, wie sie versuchten, den Gefangenen durch Schläge zur Besinnung zu bringen. Die beiden waren zuverlässige Männer, sie verstanden sich auf ihr Handwerk. Noch immer hatten sie jeden Gefangenen dazu gebracht, sich selber an der Strickleiter festzuklammern, wenn ihm bedeutet wurde, daß es jetzt tiefer als dreißig Fuß hinab in den Turm ginge und daß es an den Innenwänden keine helfenden Steinstufen gäbe. Sollte dann und wann ein Gefangener

durch einen jähen Sturz in die Tiefe ums Leben gekommen sein, so traf ihn allein die Schuld — er hätte ja die Strickleiter nicht loszulassen brauchen.

Münzer begann sich zu regen. Sofort griffen die Knechte zu. Sie schleppten ihn zur Leiter, um ihn zu der übermannshohen Mauerluke hinaufzuwuchten. Einen anderen Weg in den Turm gab es nicht und auch keine andere Maueröffnung bis auf ein kleines, schmales Fenster hoch oben an der Westseite. So hatten es die Baumeister erreicht, daß man im Turm den Tag kaum von der Nacht unterscheiden konnte. Am Fuße der Leiter stand Mansfeld. Münzer hatte seine Augen weit aufgerissen. Unsagbarer Schmerz peinigte ihn. Doch nicht ein Klagelaut kam über seine Lippen. Bevor er die Leiter hinaufgezerrt wurde, traf sein Blick den Grafen Ernst von Mansfeld. Nicht länger als einen Atemzug.

Unwillkürlich legte Mansfeld beide Hände vor sein Gesicht. Er hatte jäh erkannt, daß „der da“ alles von ihm wußte: Nicht Hunderte von Kriegsleuten, nicht sein festes Steinhaus, nicht die starken Mauern, nicht die Wälle und nicht der breite Wassergraben hatten ihn, den Herrn dieser Feste, davor bewahrt. Vor der großen, alles verzehrenden Furcht.

Langsam, träge rannen innen am Mauerwerk schmutzige Wassertropfen herab. Der Stein schwitzte. Draußen war Mai. Die Kirschbäume blühten und die Apfelbäume.

Das Stroh auf dem nackten Erdboden war faulig und stank nach Unflat. Hier nun lag Thomas Münzer, der Prediger, mit ausgerenkten Gliedern, mit blutig geschlagenem Gesicht.

In dieser feuchten, stinkenden Dunkelheit wuchsen die Schmerzen unerträglich. Schneidender aber als die Not des Körpers drangen die Gedanken in sein Bewußtsein.

Da draußen in der Maisonne, Thomas, liegen mehr als viertausend Bauern. Erschlagen. Am Berghange vor Frankenhausen sickert ihr Blut in die Erde. Weil sie auf dich gehört haben. Weil sie geglaubt haben, Thomas, deine Lehre werde für sie Leben — ein freies Leben. Und sie wurde für sie — Tod.

Langsam und träge rannen schmutzige Wassertropfen die Steinwände herab. Thomas starrte auf die Mauer. Der Gedanke sprang ihn an: Sich fallen lassen, ins Unergründliche. Selbst ein Ende machen.

Er richtete sich mühsam auf, sprach laut, als sei da ein Mensch, dem er antworten müsse:

„‚Aber das Reich, Gewalt und Macht unter dem ganzen Himmel wird dem heiligen Volk des Höchsten gegeben werden.‘ Und ich, Thomas Münzer, sagte nach diesem Wort aus der Schrift: Die Gewalt soll gegeben werden dem gemeinen Volk. Die armen Laien und Bauern, sie

sind in Wahrheit das heilige Volk des Höchsten. Das habe ich geglaubt. Und das habe ich auch gepredigt."

Und was glaubst du jetzt? fragte es in ihm. Du kannst nicht mehr ausweichen. Sie werden dich zu Tode bringen — aber du mußt noch im Leben antworten.

Ich habe geantwortet. Ich habe ihnen gesagt, was der Sinn des Kampfes, der Sinn meines Lebens war. „Omnia sint communia! Alle Dinge sollen allen gemeinsam gehören! Und sollte einem jeden nach seiner Notdurft ausgeteilt werden nach Gelegenheit. Welcher Fürst, Graf oder Herr das nicht hätte tun wollen und dem sich widersetzt hätte, dem sollte man den Kopf abschlagen oder ihn henken."

Es wird von dir noch mehr verlangt werden, Thomas, als diese Antwort. Denn neben diesem stolzen Wort unter der Folter steht auch das andere: „Sie haben es nicht anders haben wollen!" Es steht da als deine Antwort auf den Vorwurf des Herzogs Georg von Sachsen, daß „die armen Leute" deinetwegen niedergemacht worden sind.

Und ich nehme nichts zurück. Es ist so. Sie haben es nicht anders haben wollen! Sie, die bis zum letzten bei mir waren, wollten lieber im Aufruhr gegen die Herren sterben, als in der Fron für die Herren leben. Ja, sie haben es nicht anders haben wollen: denn welche Gott hat sehend werden lassen, die verlangen nicht mehr nach der Finsternis.

Wer wird dieses Wort so verstehen, Thomas? Deine Feinde werden verbreiten, mit diesem Wort hättest du die Bauern verraten. Deine Feinde werden noch mehr tun. Sie werden dein Ende selbst zu einem Verrat machen wollen. Sie werden dich fragen:

Bereust du, Thomas Münzer?

Und wenn du bereust, dann widerrufst du alles, was du gesagt, geschrieben und getan hast. Dann ist alles umsonst gewesen. Das wird von dir verlangt werden: dein Bekenntnis im Angesicht des Todes.

Langsam und träge rannen schmutzige Wassertropfen die Steinwände herab. Die Schmerzen stachen nicht mehr, der ganze Körper war ein einziges Bündel von Schmerz. Und doch wurden die Gedanken nicht betäubt. Der Mann auf dem fauligen Stroh lag mit klarem Bewußtsein.

Siehst du nicht, alles, was du angefangen, ist übel ausgelaufen? Gott selbst hat seine Hände von dir gezogen, weil du nicht recht getan hast. Du liegst hier. Jämmerlich. Verlassen. Verloren.

„Nicht verloren!" Thomas sprach vor sich hin. „Noch hält Mühlhausen stand. Wenn die Brüder, die Bauern aus Franken, aus dem Süden noch kommen ..." Jäh brach er ab. Die Erinnerung an einen einzigen Menschen, der jetzt in Mühlhausen weilte, drängte sich übermächtig auf.

Ottilie.

Es lebte in diesen Tagen nach Cantate im Jahre 1525 in der Stadt Mühlhausen die junge Frau des Thomas, Ottilie Münzer, die ehemalige Nonne, Mutter eines Kindes und in der Hoffnung auf das zweite. Bevor der Prediger nach Frankenhausen ausgezogen war, hatte er ihr wichtige Briefe, die er alle Jahre hindurch seit 1514 gesammelt, anvertraut. Gemeinsam hatten sie in seinem Studierzimmer die Papiere und Pergamente sorgfältig nach Daten geordnet in einen Sack gesteckt.

„Soll ich dir den Sack wieder nachtragen wie damals von Allstedt nach Mühlhausen?" hatte sie ihn mit einem traurigen Lächeln gefragt.

„Hoffentlich nicht", hatte er kurz geantwortet, war dabei im Inneren etwas unwillig gewesen über den Vorwurf, den er aus ihrer Frage herauszuhören glaubte. Aber er hatte ihr nichts darüber gesagt, hatte auch gelächelt, hatte ihr sacht übers Haar gestrichen, hatte ihr liebe Worte ins Ohr geflüstert, so leise, daß sie nichts verstanden haben konnte, aber so innig, daß sie alles gefühlt haben mußte.

„Ottilie!"

Der Mann auf dem stinkenden Stroh schrie es laut. Er vermeinte laut zu schreien, aber es kam nur ein ächzendes Stöhnen aus seinem geschundenen Körper. Er schloß die Augen. Er spürte den Schmerz nicht mehr.

Ottilie war da.

Und es war der Tag, da er sie zum ersten Male sah. Es war das Jahr 1522.

Als sei es das selbstverständlichste Ding der Welt, so sicher kam einmal nach einer seiner Predigten in Allstedt eine Nonne zu ihm, dem Prediger, der gegen die alte Ordnung aufrief. Ruhig und gemessen trat sie vor ihn hin, fragte:

„Sagt, Meister Thomas, wo ist die Wahrheit?"

Und es geschah, daß Thomas zum ersten Male in seinem Leben nicht sogleich eine gültige Erwiderung fand. Er schaute nur auf sie. So schön, unsagbar schön! Aus ihren Augen las er das drängende Erwarten auf eine befriedigende Antwort. Und er sah auch die Bewegung ihrer schmalen Hände; ihm kam es vor, als sprächen sie deutlicher als ihr leises Lächeln die Enttäuschung aus, daß er zu versagen und keine Entgegnung zu wissen schien. Und Thomas schwieg. Er war glücklich. Jetzt erst wußte er, was es bedeutet: glücklich.

Ein Mensch war zu ihm gekommen! Ein Menschenkind wird sich ihm schenken. Und sein Werk wird einen neuen Sinn gewinnen, denn eine Frau wird darüber wachen. Eine reine, schöne, denkende, stolze Frau. Und er wird ihr gehören. Mit jeder Faser seines Seins.

Und nun, da er ihr wieder ins Gesicht sah, leuchtete ihm aus ihren Augen gütiges Verstehen entgegen. Und er antwortete auf ihre Frage:

„Meister Thomas, wo ist die Wahrheit?"

„Zur Wahrheit gelangen wir nicht durch Reue, sondern durch Gerechtigkeit."

Und so, wie er es beim ersten Begegnen glückhaft ersehnt, wurde es. Die Nonne Ottilie von Gersen verließ das Kloster und behütete als Frau des Predigers Thomas Münzer seine Seele und sein Werk.

Auch wenn er in der Ferne war, spürte er sie neben sich. Selbst jetzt im Turm war sie gegenwärtig. Und so wird sie bei ihm sein, solange er atmen kann.

Gesichte bedrängten den Mann unter der Erde. Menschen traten aus der Erinnerung herauf. Er sah die Empfangsstube des Rathauses zu Zwickau. Und der Ratsherr Sebaldus schüttelte ihm die Hand.

„Ihr braucht nichts weiter zu Eurer Einführung zu sagen, wenn Euch Luther schickt, so ist das Empfehlung genug.“ Höflich setzte er hinzu: „Wir wissen, daß Ihr schon in jungen Jahren den Doktorgrad erworben, daß Ihr bereits in Halle und an anderen Orten gepredigt und gelehrt habt.“ Und er wußte auch, daß der im letzten Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts in Stolberg am Harz geborene Mann bereits in der Klosterschule zu Halle einen geheimen Bund gegen den Magdeburger Erzbischof begründet hatte; aber davon erwähnte er jetzt nichts.

Thomas nickte nur, sah dem Ratsherrn aufmerksam ins Gesicht. Sebaldus redete weiter. Behäbig, fett, ein wenig schwerfällig, sehr selbstzufrieden stand er vor dem jungen Prediger. Er war nicht auffällig gekleidet, aber die Stoffe, die er trug, zeugten von ausgesuchter Güte.

„Unser lieber Pfarrer Egranus hat leider für eine Zeit unsere Stadt verlassen. Oh, es war ein Genuß, ihm zuzuhören, wie er uns in unserer Kirche zu Sankt Marien das Gotteswort darlegte. Unsere Frauen schätzten seine Redegabe besonders. Ich wünschte, Ihr möchtet uns ein zweiter Egranus werden.“

„Gott wird mich die rechten und nötigen Worte finden lassen.“

Einen Augenblick horchte der Ratsherr auf. Irgend etwas in dem Klang der Stimme des anderen gefiel ihm nicht. Er dachte nach, aber er kam auf keine Lösung. So redete er weiter:

„Hört, Münzer, es wird Euch nützlich sein zu wissen, für wen Ihr am nächsten Sonntag predigen sollt. Wir werden zu Sankt Marien ganz unter uns sein. Ich meine, wir Laien. Es werden keine Tuchmacher oder Bergknappen oder dergleichen Gesindel da sein. Nur ehrbare Männer werden kommen. Herren, denen das Silber in den Bergwerken gehört. Herren, die Wolle einkaufen, sie zu Tuchen machen lassen und sie nach weit auswärts verkaufen. Das sind die Männer, die mit mir zusammen im Rate sitzen. Ihr müßt wissen, Münzer, wir sind sehr anspruchsvoll. Und unsere Frauen auch — richtet Eure Predigt danach ein."

„Ihr glaubt, sie begreifen die Worte Gottes anders als — eben ein Tuchmacher oder ein Bergknappe?"

Sebaldus lächelte undurchsichtig.

„Ich darf Euch nach Eurer Predigt am Sonntag zu mir bitten, dann werden wir mehr Muße für philosophische Gespräche haben. Auch will ich Euch einige sehenswerte Erzstücke aus meinem Bergwerk zeigen."

Münzer verließ das Rathaus und ging durch die Gassen von Zwickau. Mit wachen Sinnen sah er sich um. Und das Wesen der Stadt blieb ihm nicht verschlossen. Thomas hatte in seinen jungen Jahren ungewöhnlich viel gelesen. Mit großem Fleiß hatte er in den mittelalterlichen mystischen Lehren des Joachim von Fiore und des Johann Tauler geforscht. Er hatte Erkenntnisse gewonnen. Aber er hatte nicht die Antwort, die er suchte, gefunden. Er hatte aufmerksam jedes Wort Luthers verfolgt. Aber die zweifelnde

Unruhe war geblieben. Und die Frage stand unverrückbar vor ihm:

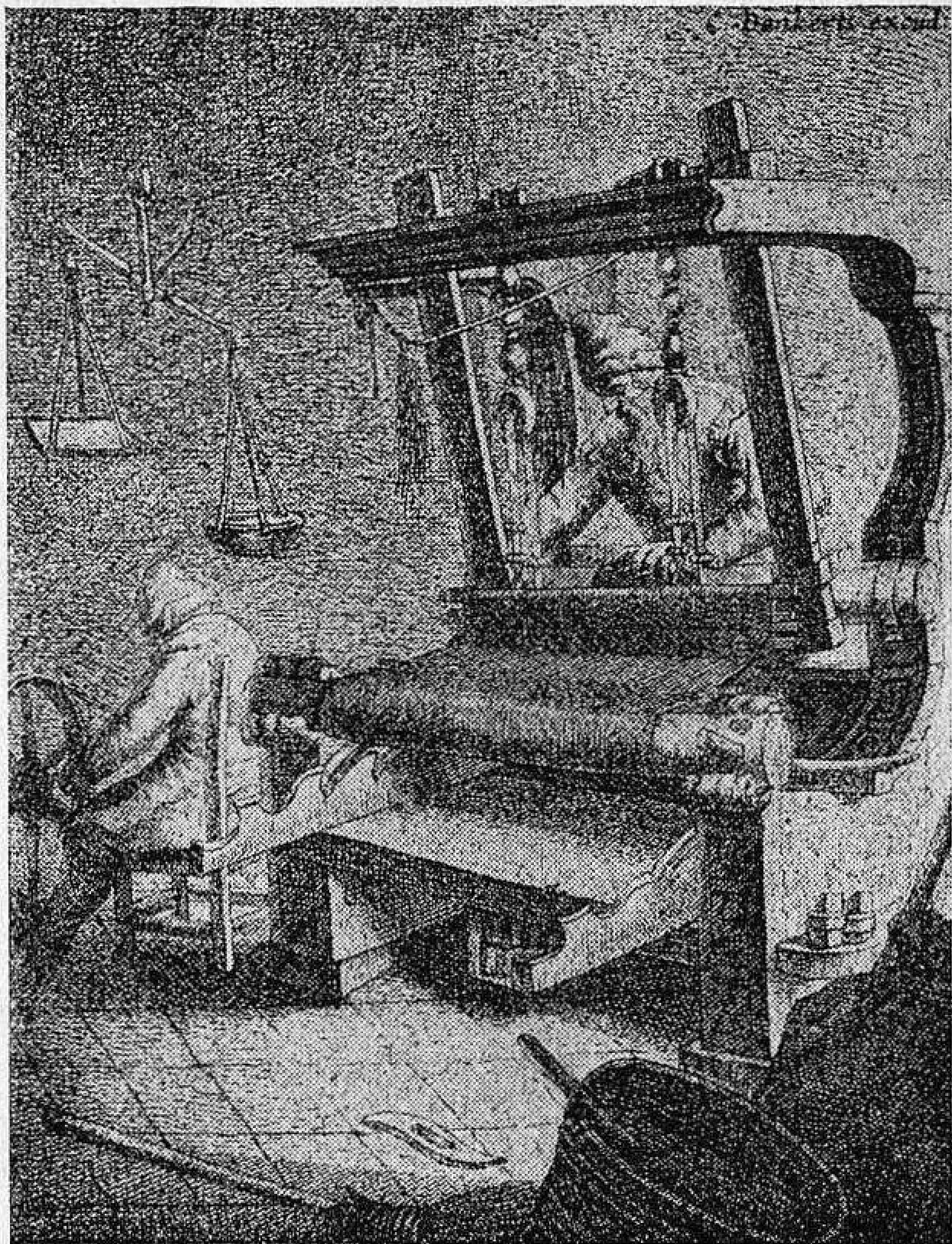
Wo ist der Weg zum Reich Gottes?

Was für ihn das Reich Gottes bedeutete, das zeichnete sich mit zunehmender Klarheit vor seinem inneren Auge ab.

Hier, auf Erden mußte es erstehen. Und jetzt. Dieses Reich Gottes würde ein Reich der Menschen werden. Alle Güter würden allen gemeinsam gehören. Und die Gewalt der Regierung würde in die Hände aller gelegt werden. Aller — auch in die der Bergknappen und Tuchmacher und Bauern. Und welcher Herr und Fürst sich dieser Ordnung nicht fügen würde, weder mit Güte noch mit Gewalt, der sollte ausgestoßen werden aus diesem Reich der Menschen.

So hellsichtig, schmerzhaft deutlich erkannte Münzer das Ziel. Nicht aber sah er im Augenblick einen möglichen Weg. Und — Münzer spürte es fast unbewußt noch — der Meister, den er bisher so hoch geachtet und innig verehrt hatte, Luther, entfernte sich kaum merkbar vom gemeinsamen Beginn.

All sein Wissen hatte Münzers Blick geschärft. Und er verstand, seine Erkenntnisse auf das tägliche Leben zu übertragen. Gewiß, der Herr Sebaldus hatte ihm die Hand geschüttelt. Er hatte ihn angelächelt, menschenfreundlich und liebenswürdig. Genauso behäbig und einladend, wie er sich gab, hatte er auch sein Haus errichtet. Breit, hell, wohnlich. Und ebenso sahen auch die Häuser der anderen Ratsherren aus. Thomas aber wußte, dies war nur das eine Gesicht der Stadt. Die Stadt hatte jedoch viele Gesichter. Und am Abend, wenn die Reichen ihre Fensterläden geschlossen hielten und die Häuser sich nun abweisend, verschlossen,



Tuchmacherwerkstätte

feindlich versperrten, dann zeigten sich die anderen Gesichter. Dann trafen sich in geheimen Schlupfwinkeln, in Hütten am Stadtrand, in entlegenen Gassen die Bergknappen und die Tuchmachergesellen. Sie lauschten den Worten des Niklas Storch. Dieser Mann verstand sich auf das Handwerk der Weberei, aber er war sein Leben lang Geselle geblieben. Ein Armer unter Armen. Der predigte vor den Rechtlosen in Zwickau von dem Kommen des Tausendjährigen Reiches der Gerechtigkeit Gottes. Er konnte hinreißend sprechen. Und sie ertrugen das harte Leben der Arbeit und der Entbehrungen darum leichter. Sie glaubten beharrlich daran: Die Zeit der Erlösung ist nahe.

Von der Kanzel herunter sah Münzer in die Reihen seiner Zuhörer. Vorn auf der ersten Bank entdeckte er den Ratsherrn Sebaldus. Unbewegt schaute der vor sich hin. Er war zufrieden mit sich, daß er den jungen Geistlichen vor seiner ersten Predigt in Zwickau gebührend unterrichtet hatte. Man hörte ohnehin schon genug von übermütigen und dreisten Predigern — wie etwa Niklas Storch —, die die Leute aufsässig machten. Solange er, Sebaldus, Macht und Stimme hatte, sollte die Marienkirche niemals durch solche Menschen entweiht werden. Er war zufrieden mit sich und der Welt, daß Gott alles so vortrefflich geschaffen und an seinen rechten Platz gestellt hatte. Die Bergknappen in die Stollen, die Tuchmachergesellen an die Webstühle, die Herren der Bergwerke und Manufakturen in den Rat der Stadt.

Und Münzer sah seine Zuhörer lächeln und zufrieden nicken. Männer und Frauen. Und mit einem Male, während er seine Worte an sie richtete, war es ihm,

als hätten sie alle, wie sie da unten saßen, nur ein Gesicht. Das selbstgefällige, fette Gesicht des Ratsherrn Sebaldus. Darüber also waren sie zufrieden, daß er gegen die falsche Armut der Franziskaner und gegen ihre Verlogenheit sprach. Wie weit würde ihre Zufriedenheit reichen, wenn er nicht nur von den Franziskanern sprechen würde, sondern von ihnen selbst? Ein großer Zorn kam in dem Prediger auf. Es waren nicht nur diese Bettelmönche das große Ärgernis für einen rechten Christen, auch die anderen dort unten hatten an der Verlogenheit mit Schuld. Und hart und scharf und deutlich sprach er das aus, was er dachte. Jetzt lächelten sie nicht mehr. Betreten schauten sie vor sich hin. Sehr schnell verließen sie nach dem Gottesdienst die Kirche. Der Ratsherr Sebaldus wartete nicht auf den Prediger. Die Predigt hatte ihm nicht gefallen.

Weder den lutherischen Herren noch den katholischen Herren in der Stadt behagte der neue Pfarrer. Und darin verstanden sie sich ausgezeichnet, wenn sie auch sonst nicht einer Meinung waren: Der Münzer sollte zu Sankt Marien nicht weiter predigen. Da traf es sich glücklich, daß Egranus wieder von seiner Reise zurückkam. So konnte man Münzer mit gutem Gewissen „abschieben". Sollte der Mensch doch bei den Armen predigen, in der Kirche der heiligen Katharina.

Der Rat der Stadt verfügte, daß Münzer vom 1. Oktober 1520 an den Gottesdienst für das Gesindel an Knappen und Gesellen in der Katharinenkirche zu halten habe.

Und Münzer predigte vor den Tuchknappen und Bergleuten. Er sprach zu ihnen von seinem Glauben an das Gottesreich, in dem auch der gemeine Mann Macht hat und Recht. Sie hörten ihm sehr aufmerksam zu.

Aber sie blieben zurückhaltend. Sie hatten es längst gelernt, vorsichtig zu sein.

Nach der Predigt kamen einige aus der Gemeinde zu Münzer. Niklas Storch war ihr Wortführer.

„Du hast recht ordentlich gepredigt, Bruder Thomas, verständlich auch für uns einfache Leute, aber ...“

„Was aber?“ fragte Thomas.

Niklas Storch sah ihn mit offenem Blick an.

„Aber ich weiß nicht, ob du wirklich einer von uns bist.“

„Von uns, sage Niklas, wer ist das?“

„Weiß der Teufel, Bruder Thomas, du hast eine Art zu fragen. Aber ich will dir getreulich antworten. Die uns hassen, die nennen uns Wiedertäufer. Der Herr wird's ihnen vergeben, weil sie es nicht anders wissen.“

„Ich kenne deine sieben Glaubensartikel — warte, ich will dir den sechsten sagen: ‚Kein Kind soll man mit dem äußerlichen Wasser begießen noch in die Kirche bringen, taufen zu lassen. Denn es ist eben das Wasser, das in der Nässe hinfließt und ihr täglich sehet. Und wenn man einen Hund damit begösse oder darein tauchte, so wäre er ebensowohl begossen, als daß man ein Kind damit besprengt. — Die Kinder haben keinen Glauben. Darum soll man sie nicht taufen noch mit Wasser begießen lassen, denn Wasser ist Wasser und bleibet Wasser!‘“

„Hoho, Bruder Thomas, wenn du das alles weißt, warum fragst du dann: Wer ist das, ‚uns‘?“

„Ich sehe nur dich, ich sehe einzelne, aber ich sehe nicht die Gemeinschaft.“

„Das macht, weil du außen stehst, Bruder Thomas. Und aus der Ferne sieht man schlecht, wie sich ein Ding zusammenfügt.“

So also war Münzer eingeladen, teilzunehmen an den geheimen Zusammenkünften in entlegenen Hütten am Rande der Stadt. Und er lernte begreifen, was diese Menschen so zusammenhalten ließ, daß sich einer von ihnen eher totschlagen lassen würde, als auch nur mit einem Wort einen Glaubensbruder anzugeben. Es waren die Ärmsten der Armen, die sich da zusammengefunden hatten. Und wie auch immer der einzelne zu der Lehre des Niklas Storch stehen mochte, zu der Lehre vom Kommen des Tausendjährigen Reiches der göttlichen Gerechtigkeit, in dem die Reichen von ihrem Thron gestürzt und die Armen erhoben werden sollten, eins war ihnen allen gemeinsam: der Haß gegen die Bevorzugten, gegen die Herren der Bergwerke und der Manufakturen. Sie glaubten an das Herannahen dieser Gerechtigkeit zäh und beharrlich. Sie litten dafür in Demut. Sie weigerten sich entschieden, Gewalt anzuwenden.

Von dem Tage an, da Münzer begann, unter ihnen zu predigen, lehrte er aber noch mehr: Bescheidenheit und Selbstverleugnung dürfen die „Auserwählten" nicht lähmen; um die „Gottlosen" zu stürzen, bedarf es auch der Gewalt.

Einer unter diesen Männern wurde Münzer besonders vertraut. Der Student Mark Stübner aus Elsterberg. Die Universität in Wittenberg hatte er verlassen, als er von den Wiedertäufern gehört, als er „ihr Gesetz" erfahren hatte, das sagt: Gott offenbart sich nicht in den toten Buchstaben der Bibel, er lebt in den menschlichen Herzen. Und das bedeutet, daß jeder, auch der Laie, Prediger sein kann.

Sie waren, wie Luther von ihnen sagte: „Enthusiasten, das ist Geister, so sich rühmen, ohne und vor dem Worte den Geist zu haben und darnach die Schrift oder

mündliche Worte richten, deuten und dehnen ihres Gefallens; wie der Münzer tat und noch viele tun heutigen Tages, die zwischen dem Geist und Buchstaben scharfe Richter sein wollen ..."

Unter Münzer erweiterte sich die Zwickauer Gemeinschaft der „Propheten"; Boten kamen und gingen nach dem Elsaß, nach Böhmen, in die Niederlande, in die Schweiz. Und überall fanden sie unter den Armen, den Bauern und kleinen Handwerkern Brüder.

Da geschah es eines Tages, daß der katholische Priester Hofer, ein erklärter Gegner Münzers, seinen Weg in die Katharinenkirche nahm. Steif und aufrecht setzte er sich hart vor die Kanzel.

Thomas las aus dem unbewegten Gesicht des Priesters deutlich die Gedanken ab: Wollen doch sehen, ob dieser Münzer es wagt, auch in meiner Gegenwart so aufsässig zu predigen. Der junge Prediger mußte lächeln. Sieh an, ein Aufpasser. Wir sind also in ihren Augen an Bedeutung gestiegen. Sein Lächeln verging unter einer aufsteigenden Bitterkeit. Es hatte eine Zeit gegeben, da hatte er es mit dem Wort gehalten: „Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun." Dieser dort aber wußte, was er tat. Er forderte heraus. So begann denn Thomas seine Predigt anders, als er es sich vorgenommen hatte.

„Wenn es heißt, liebe Brüder, geht ein Schaf unter die Wölfe, dann wird es zerrissen, so laßt uns überlegen: was geschieht mit dem Wolf, bricht er in die Schafherde ein? So die Herde einen guten Hirten hat, wird er dem Wolf zu begegnen wissen, und er wird ihn beim Namen nennen. Der Mann, der uns ketzerische Schälke und Bösewichter genannt hat, sitzt mitten unter uns!"

Da ereignete es sich das erstemal, seit Münzer vor ihnen predigte, daß die Knappen seine Worte unterbrachen.

„He“, schrien sie, „so schmeißt ihn raus!“

„Zum Teufel!“ schrien sie, „der wird uns nicht bekehren!“

„Aber, aber, Leute, Leute —“ Hofer suchte die Menge zu beschwichtigen.

Sie überschrien ihn. „Hinaus mit dem Schwein aus unserem Heiligtum!“

Und sie zwangen den Mann Hofer, das Gotteshaus zu verlassen. Wut überkam sie. Und sie folgten ihm hinaus auf die Gasse, bückten sich, griffen Dreck und Erde und was sie gerade in die Hände bekamen.

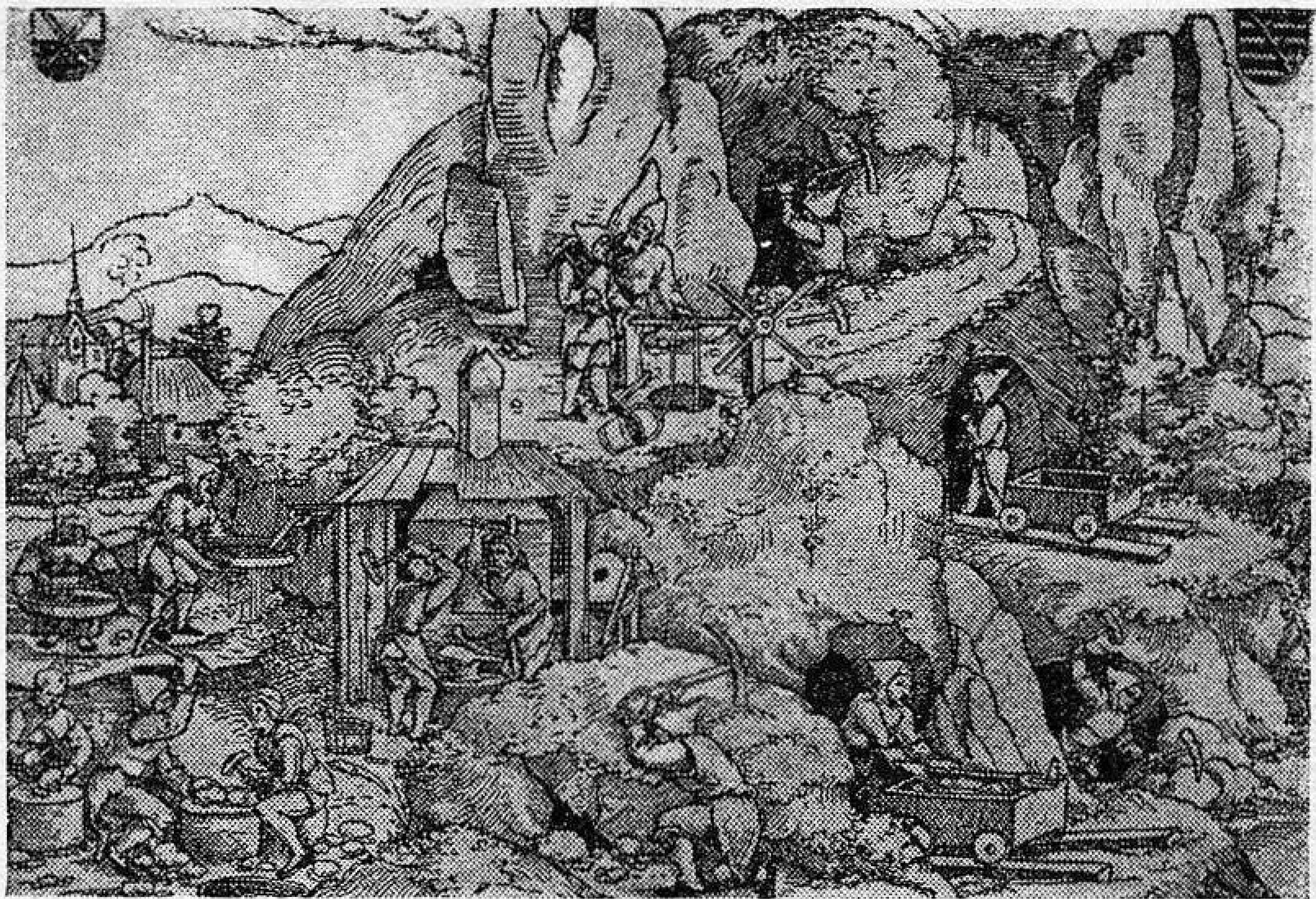
So wurde die Schafherde Herr über den Wolf.

Und Münzer predigte weiter.

Aber die Tuchmachergesellen und Bergknappen blieben wach. Viele unter ihnen griffen sich Waffen. Wer konnte wissen, was die Gottlosen gegen Bruder Thomas im Schilde führen mochten.

Anderntags kam der Ratsdiener Michel Lang zu Münzer.

„Magister, Magister, was hast du da aufgerührt? Ei, jei, jei, ich bin vor der Türe gewesen, ich hab' es gehört, wie sich der Hofer bei dem Herrn Sebaldus beschwert hat. So geschrien hat der Mann, daß ich gar nicht angestrengt zu lauschen brauchte. ‚So weit habt Ihr es gebracht, Sebaldus‘, hat er gesagt. Und weiter hat er gesagt: ‚Ihr seid der Schuldige, Ihr seid lau, versichert Euch nach beiden Seiten, haltet es mit den Lutherischen und wollt es auch mit uns nicht verderben. Was kommt dabei heraus?‘ hat er gefragt. ‚Kot!‘ hat er gesagt. ‚Seht her, mein kostbarer Rock! Mit Kot haben sie mich



Sächsisches Bergwerk aus der Zeit des Bauernkrieges.
Holzschnitt von Hans Sebald Beham (1500–1550)

beworfen!‘ Dann hat er gefragt: ‚Und was wollt Ihr nun tun, Ratsherr Sebaldus?‘ Da hat der Herr Sebaldus geantwortet: ‚Ich werde den Rat bestimmen, Euch bewaffnete Knechte zum Geleit nach Naumburg zu stellen, daß Ihr Euch dort beim Domkapitel beschweren könnt.‘ — ‚Aha‘, hat der Hofer darauf gemeint, ‚Ihr gebt also zu, daß die Knappen und Gesellen die Gegend unsicher machen, daß sie sich zusammenrotten. Das riecht nach Bundschuh, Herr Sebaldus!‘ Und nun ist der Hofer nach Naumburg unterwegs, Magister Thomas. Geb’s Gott, daß er von dort nicht wieder zurückkommt! Es ist aber noch ein anderer Bote unterwegs, nach Zeitz, zum bischöflichen Offizial mit Berichten über dich.“

„Du hast wirklich dein Ohr nicht an die Tür gehalten?“ fragte Thomas den Ratsdiener Michel Lang.

„Aber, Magister, nein! Ich habe es doch gesagt, sie haben alle beide so geschrien, daß man es gewiß bis auf die Straße hören konnte“, versicherte Michel.

„Dann müssen sie sehr ratlos sein. Wenn einer weiß, was er will, braucht er nicht zu schreien. So posaunen sie ihre eigene Unsicherheit in die Welt hinaus.“

Das Offizialat in Zeitz tat, was es tun konnte: Es bestellte Münzer für den 13. Januar 1521 nach Zeitz vor das Gericht des Bischofs. Und als in Zeitz bekannt wurde, daß der Vorgeladene lediglich in einer Predigt geäußert habe, er sei gern bereit, in Zwickau mit dem Offizialat vor aller Öffentlichkeit zu disputieren, aber nach Zeitz gehe er nicht, da tat das Offizialat das, was einem Offizialat in so einem Falle zu tun übrig blieb: Es legte die Angelegenheit zu den Akten.

Und auch aus Naumburg hörte man nichts. Der Priester Hofer kehrte nicht wieder nach Zwickau

zurück. So glaubten die Freunde Münzers, ihr Prediger hätte gewonnen.

Er hatte nicht gewonnen. Das sahen sie zwei Monate später. Es warnte am 7. März 1521 der Stadtrat alle Prediger und Priester, „daß niemand keinen Anhang noch Aufruhr mache bei Strafe Leibs und Guts".

Die Ratsherren in Zwickau konnten sich in Ruhe schlafen legen. Sie hatten eine glänzende Formulierung gefunden. Die Strafe gegen Münzer brauchte nur noch ausgesprochen zu werden. Denn das wußte jedes Kind in Zwickau, daß Münzer allerdings seinen „Anhang" hatte. Oft genug hatten sie untereinander beredet, daß er „mit der Knapperei mehr geheime Zusammenkünfte hält als ordentliche Predigten". Man brauchte also nur noch jemanden, der die Strafe ausspräche und verhänge. Im April war der dann auch zur Stelle: der kurfürstliche Amtshauptmann. Und das Vergehen Münzers war bereits in der Bekanntmachung festgelegt: er *hat* Anhang. Er *hat* versucht, Aufruhr zu machen. Also muß er entlassen werden.

Für den 16. April wurde Münzer auf das Rathaus geladen.

Kaum war das bekannt geworden, da liefen die Tuchmachergesellen und die Bergknappen in heller Aufregung bei Münzer zusammen.

„Thomas soll bleiben!"

„Der Rat hat uns nichts zu befehlen! Weg mit dem Stadtrat!"

„Unser Prediger ist er! Was haben wir mit den Fettwänsten zu schaffen!"

„He, wollen ihnen das Fett ein wenig ausklopfen, daß sie zu Verstand kommen! Los, Brüder, zum Rathaus!"

Einer unter ihnen verschaffte sich Gehör. Er schlug mit seinen beiden Krücken auf den Boden, bis sie aufmerksam wurden, bis sie ihm alle zuhörten.

„Alles haben die Herren der Bergwerke mir genommen. Mein kleines Stück Land am Berghang haben sie mir genommen, hört ihr, weil ich in der Grube von einem Steinbrocken gequetscht wurde und nicht arbeiten



Krüppel und Händlerin, die Münzers Lehre verbreiten

konnte. Da geriet ich in Schulden. Eine Ziege hatte ich. War ein hübsches Tierchen. Genommen haben sie's. Als meine Frau im Kindbett verhungert ist, da haben sie gelacht: nun täte ich die Ziege erst recht nicht brauchen. Die Frau könne ja die Milch nicht mehr saufen! Und jetzt, Brüder, wollen sie uns noch unseren Prediger nehmen! So wie der hat uns noch keiner die Worte Gottes recht gedeutet. Und wenn sie ihn uns wegholen, wird es keinen mehr bei uns geben, der uns Trost bringt und uns Mut macht! He, ich habe noch zwei Hände, mit denen werde ich den Herren Bescheid geben!"

Die Ratsherren hatten an alles gedacht. Bewaffnete Knechte rückten aus gegen die Bergleute und Tuchmacher. Sie griffen mehr als fünfzig der aufgebrachten Menschen. Einen Tag und eine Nacht setzten sie die fünfzig in den Turm.

In der Nacht zum 16. April kam Michel Lang mit verstörtem Gesicht zu Münzer. Mark Stübner saß noch bei dem Prediger und Niklas Storch.

„Magister", sagte Michel Lang mit leiser Stimme, es klang, als erstickten verhaltene Tränen den Ton, „Magister, du mußt gehen. Hörst du, du mußt! Noch diese Nacht. Sie wollen dich greifen und festsetzen und verhören und foltern und ...."

„Hör auf!" fiel ihm Münzer ins Wort. „Sonst sagst du noch aufhängen."

„Nein, das habe ich nicht gesagt, und das wollte ich auch nicht sagen. Ich habe gesagt, du sollst die Stadt verlassen, solange du noch deine Beine gebrauchen kannst. Ich habe noch nie einen gefesselten Menschen weit laufen sehen."

„Ereifere dich nicht, Michel, wir haben dich verstanden", meinte Niklas Storch.

„Der Mann hat recht", sagte Mark Stübner bedenklich. „Ein gefangener Thomas Münzer würde unserer Sache kaum helfen können."

„Schlimmer", sagte Michel Lang, „dann würde es sein, als wäre die Sache selbst in Fesseln. Denn Münzer und unsere gerechte Sache, das ist eins."

Thomas sah die Männer nachdenklich an. Es wurde ihm sehr schwer, sich ihrer Meinung anzuschließen. Er schickte sie fort. Er wollte mit sich allein sein. Und er kämpfte die ganze Nacht mit sich selber. Das Wort, das Michel Lang gesagt hatte, wog schwer. ‚Münzer und unsere Sache, das ist eins.' Also war er für mehr verantwortlich als nur für sich selbst. Also mußte er auch seine Eitelkeit überwinden. Seine Eitelkeit, die ihm zuflüsterte: Du darfst nicht fliehen, sie könnten dich feige schelten. Also mußte er auch seine Bequemlichkeit überwinden, die ihm zuraunte: Vielleicht läßt sich doch alles friedlich schlichten. Er durfte keinem „Vielleicht" trauen. Also mußte er auch seinen Stolz überhören, der ihm einreden wollte: Wenn es Ernst wird, stehen die Bergknappen und die Tuchmacher neben dir. Und sie wissen ihre Waffen zu gebrauchen. Nichts anderes durfte er gelten lassen als die Überlegung: Was wird der Sache am besten dienlich sein.

Und noch bevor der Morgen des 16. April graute, verließ Münzer die Stadt. Der „Knecht Gottes wider die Gottlosen" ging seinen Weg.

Die bedrängende Vielzahl der Zwickauer Gesichter schwand. Ein Mensch allein stand dem Mann im Verlies zu Heldrungen deutlich vor Augen: Niklas Storch. Nicht den fanatischen Prediger sah Münzer, nicht den eifernden Verkünder der Lehre der Wiedertäufer, nicht

den verständigen Kenner der Bibel. Den Menschen Niklas Storch sah er, wie er mit seinem frohen und guten Lächeln in die Hütten der armen Leute ging, wie er ihre täglichen Sorgen teilte, wie er, der selber nur ein armer Webergeselle war, mit den Kindern spielte und jauchzte.

Und Münzer ahnte, wenn sie das Letzte von ihm verlangen werden, wenn es sich entscheiden wird, ob sie ihn zum Widerruf zwingen können, dann wird der Mensch Niklas Storch neben ihm stehen.

Graf Ernst von Mansfeld fühlte sich nicht so sicher, wie er sich gern vor seinen Gästen gab. Nun hatte er also diesen Menschen fest in seinen Turm eingeschlossen. Und trotzdem war er beunruhigt. Gewiß, Frankenhausen war ein Sieg geworden. Es hätte jedoch auch anders ausgehen können. Wenn er sich etwa durch das drohende Schreiben des Münzer hätte hinreißen lassen, und wenn er aus der Feste ausgebrochen wäre. Die Bauernmassen hätten mit Leichtigkeit seine nicht übermäßig zahlreiche Kriegsschar zerdrücken können. Oder wenn der große Bauernhaufe zu Frankenhausen sich nicht auf Verhandlungen eingelassen hätte mit den beiden Fürsten, dem Herzog von Braunschweig und dem Landgrafen von Hessen, wenn sie sich nicht so die Zeit hätten stehlen lassen, dann wäre der dritte Heerführer, der Herzog von Sachsen, mit seinen Leuten zu spät gekommen.

Mansfeld wischte mit der Hand durch die Luft. Weg, diese Gedanken! Es hat kein „wenn" gegeben. Gott hat die Bauern mit Torheit und Vertrauensseligkeit geschlagen. Den Herren hat er den scharfen Verstand gegeben. Und mit diesem scharfen Verstand würde sich auch ein Weg finden lassen, das nächste Ärgernis aus dem Weg zu räumen: das gottvergessene Mühlhausen.

Es war in diesen Tagen Mühlhausen eine freie Reichsstadt. Hierher war Münzer im Februar 1525 zurückgekommen, hatte von hier aus sein „christliches Verbündnis" weiter verkündet, hatte mit dem Prediger Pfeiffer den alten Stadtrat gestürzt und hatte einen

neuen eingesetzt. Es war nicht die Gemeindevertretung, wie sie Münzer sich im Grunde gewünscht hätte. Die ganz Armen und die Bauern saßen nicht mit im Rat. Zwölf Zunftmeister sprachen für die kleinen Bürger. Und die vier Patrizier, denen sie Sitze im Rat zugestanden hatten, waren zu ängstlich gewesen, Münzer entschieden entgegenzutreten. So hatte der Schreiber der „Historie Thomä Müntzers" über die Lage in der Stadt berichtet:

„Er (Thomas Münzer) lehrte auch, daß alle Güter gemein sein sollten wie in actis apostolorum geschrieben steht und daß sie Güter zusammengetan haben. Damit machte er den Pöbel so mutwillig, daß sie nicht mehr arbeiten wollten, sondern wo einem Korn oder Tuch vonnöten war, ging er zu einem Reichen, wo er wollt, und fordert's aus christlichen Rechten. Denn Christus wollt, man solle teilen mit den Dürftigen. Wo dann ein Reicher nicht willig gab, nahm man es ihm mit Gewalt."

Wenn nun, so rechnete Graf Ernst von Mansfeld, die gemeinen Menschen in Mühlhausen angefangen hatten, ihre Macht zu fühlen, so würden sie sich auch stark genug vorkommen, den vereinigten Fürstenheeren zu trotzen. Wenn sie noch Zuzug von anderen Bauernhaufen bekommen würden, dann würde die Gefahr wieder wachsen.

„Verdammt, dieses Wenn!" schimpfte Mansfeld vor sich hin. Und er redete laut weiter. „Es ist dieser verfluchte Geist der Aufsässigkeit, der sie beherrscht. Das ist es, ja. Diesen Geist hat ‚der da' gemacht! Es ist, als wäre der Mensch überall!"

Behutsam wurde die Tür geöffnet.

„Heilige Mutter Gottes!" schrie Mansfeld auf. „Der Münzer!"

Der Schreiber dienerte.

„Ich hörte Euch sprechen, gnädiger Herr, ich glaubte, Ihr hättet mich gerufen.“

Der Graf schaute ihn verwirrt an, seine Angst hatte ihn am hellen lichten Tage genarrt und Gespenster sehen lassen.

„Ich habe dich nicht gerufen!“

Der Schreiber dienerte verwundert.

„Verzeiht, gnädigster Herr Graf.“

„Hol's der Teufel — ich habe dich gerufen!“

„Bitte, gnädigster Herr Graf.“

„Ich will den Geist, diesen verfluchten Geist des Münzer zerbrechen. Ja, Schreiber, hör zu! Der Münzer soll widerrufen. Vor aller Welt soll und muß er widerrufen. Ich brauche sein Eingeständnis. Ich brauche es für Mühlhausen. Verstehst du, sein Geist lebt auch dort noch. Ich will diesen Geist vernichten!“

„Gnädiger Herr, so schreibt doch einen Brief ...“

„Dummkopf, was für einen Brief, an wen?“

„An die in Mühlhausen.“

„Pöh, die dort werden hohnlachen — und was soll *ich* denen schreiben?“

„Verzeiht, so mein' ich's nicht. — Der Brief müßte von Münzer sein.“

„Wie? — Ah! So! Ja.“

Er lachte. Zum erstenmal in seinem Leben hörte der Schreiber seinen Herrn lachen.

„Voran! So setze ihn gleich auf!“

„Ich? Nein! Verzeiht, gnädiger Herr, das kann ich nicht.“

„Du kannst es nicht? Warum?“

„Der Herr Jesus Christus stehe mir bei, ich — ich —“ Der Schreiber wischte verlegen mit den Fingern über

seinen Tuchrock. „Ich habe mein Lebtag als ein ehrlicher Mensch gelebt — gewissermaßen habe ich — absichtlich nie — niemals — meine Feder falsch — ich meine — —“

„Genug! Du willst nicht.“ Mansfeld besah seinen Schreiber. Er mußte den Gedanken erst verarbeiten, daß ein Mensch sich geweigert hatte, seinen Befehl auszuführen. „Gut. Du schreibst nicht. Ich will es nicht haben.“ Er wußte, in diesem Falle konnte er den Mann nicht zwingen. „Ich brauche dich nicht mehr. Geh! — — Halt! Bleib! Höre: sag dem Kaplan, er soll zu mir kommen.“

Der Kaplan hauste, solange der Graf denken konnte, auf Heldrungen. Er gehörte zur Feste, wie etwa die Zugbrücke und die Bastionen und das Verlies. Er war zuverlässig zur Stelle, wenn er benötigt wurde.

„Ich bitte Euch, Vater“, redete Mansfeld den Geistlichen an, „geht hin zum Turm, schickt Eure Stimme zu dem da drin und fragt ...“

„... ob er bereut?“

„Meinetwegen — sagt es so. Es soll ihm ins Gewissen gehen.“

Mansfeld wünschte jetzt wieder seine Gäste zu sehen, den Ritter von Witzleben, den Beisitzer des fürstlichen Gerichts Christoph Laue und die anderen Herren. Er lächelte vor sich hin, als er in seinen Festsaal trat. Der Laue würde ihm diesen Brief gewiß aufsetzen.

„Bereust du, Thomas?“ verhallte es in den Wänden. Der Mann im Turm unter der Erde richtete sich auf, starrte in das Dunkel.

„Bereust du?“

Die Frage krallte sich in seinem Gehirn fest. Bereuen — verwerfen — jedes Wort widerrufen — wegwerfen gleichwie ein Stück verdorbenes Fleisch — bekennen, daß der Weg falsch gewesen — jeder einzelne Schritt falsch — —

Thomas versuchte aufzustehen. Seine Hände griffen nach der Mauerwand. Der Wille zwang den Körper. Da stand er, gelehnt an den nackten, feuchten Stein, keuchend vor Anstrengung. Aber er stand.

„Was fragst du?“ flüsterte er in das Dunkel hinein.

Keine Antwort.

„Komm doch her“, flüsterte er weiter, „ich will dir antworten. Ich will dir Rede stehen. Du sollst alles hören. Du sollst mich begreifen — du Mensch!“

Langsam liefen schmutzige Wassertropfen an der Mauer herab, sie rannen an den zerbrochenen Fingern des Münzer entlang. Er konnte sie nicht wegwischen. Mit beiden Händen mußte er sich im Gestein halten.

„Bereuen sagst du. Und du weißt nicht, was du sprichst. Wenn du nur eine einzige Stadt der Erde kennen würdest, wenn du auch nur im entfernten Dämmern deiner Gedanken ahnen würdest, was diese eine Stadt bedeutet, dann würdest du schweigen. Aber deine Sinne sind verstockt, deine Augen sind blind, deine Ohren sind taub, und dein Herz ist fühllos. Du weißt

nichts von Prag. Du hast geschlafen wie die Jünger des Herrn in Gethsemane, und ‚deine Augen sind noch voll Schlaf'. Du hast nicht gemerkt, wie die Sonne sich anschickte, den Menschen zu scheinen. Du warst mit Trägheit geschlagen. Und du hast nicht einen Schimmer der Sonne von Prag gesehen."

Bereust du?

O Mensch, der du fragst, komm mit. Komm noch einmal in die Stadt des teuren und heiligen Kämpfers Jan Hus. Wagst du es, mit dem aus Zwickau gewiesenen, aufrührerischen Prediger Thomas Münzer deinen Weg zu nehmen?

Wohlan, so will ich dir den „Nebenbuhler des Martini Luther vor dem Herrn" weisen. Ich will dir sagen, daß er diesen Weg so gehen mußte. Keinen Schritt anders und abseits.

Erinnere dich, es war die Zeit, da Luther in Worms vor dem Reichstag gestanden, da die Bannbulle gegen Luther und gleichzeitig gegen seine Anhänger ergangen (die Obrigkeit rechnete Hutten wie Münzer unter diese Anhänger). Es war die Zeit, da der Kurfürst Friedrich von Sachsen, den sie den Weisen nannten, Luther zur geheimen Zuflucht auf der Wartburg verholfen hatte.

Das mußt du wissen: auch Münzer wurde eine Stätte der Sicherheit geboten. Die Mönche von Sankt Petri in Erfurt schrieben ihm und baten ihn, zu ihnen zu kommen, sie das Lateinische zu lehren, dreißig Gulden wollten sie ihm geben. Und ein Leben in Ruhe sollte er haben.

Er aber durfte nicht an Ruhe denken und nicht an Sicherheit.

Er ging seine Straße. Sie führte nach Prag. Er fieberte vor Erwartung, das Land zu schauen, von dem aus vor

hundert Jahren der Ruf an die gesamte Christenheit ergangen war, aufzuwachen, die jahrhundertealten Fesseln abzulegen und eine neue Ordnung in der Welt zu errichten. Eine Ordnung, bei der der Priester vor dem Laien und der Herr vor dem Volk kein Vorrecht mehr besitzen sollte.

Im April 1521 reiste Münzer das erstemal nach Prag. Er hatte noch immer die Worte im Gedächtnis, die er von Luther bei der Disputation mit Eck auf der Pleißenburg in Leipzig vor zwei Jahren gehört hatte: „Ohne es selbst zu wissen, sind wir alle Hussiten!"

Viele der evangelischen Freunde verstanden nicht, warum Münzer denn ausgerechnet nach Prag ging. Eine Reise dorthin würde doch keine Zuflucht bedeuten, eher Unannehmlichkeiten und verschärfte Verfolgung. So schrieb ihm Hans Pelt aus Halberstadt: „Thomas, auch wenn du glaubst, daß Christus durch sein Wort unter den Böhmen wirken wird, ich meine, daß die besseren Christen doch hier sind."

Darum ging Münzer nach Prag, um endlich Antwort auf seine alte Frage zu finden:

Wo ist der Weg zum Reich Gottes?

Unterwegs überlegte er, was er den Menschen dort sagen würde: „Gott wird wunderliche Dinge tun mit seinen Auserwählten, sonderlich in diesem Lande. Wann hier wird die neue Kirche angehen, dies Volk wird ein Spiegel der ganzen Welt sein."

Noch im Jahre 1521 reiste er ein zweites Mal nach Prag. Den Mark Stübner hatte er in einem dringlichen Schreiben zu sich gebeten. „Wir dürfen unsere Sache nicht länger hinausschieben!" Und er forderte ihn auf, mitzugehen.

Vor seinem Weggenossen Mark Stübner sprach Münzer in der langen Zeit der Wanderung über das, was ihn im Innersten bewegte: über das Verwandte seiner Bestrebungen mit der Lehre der Männer, die das Erbe des Hus angetreten hatten, der Taboriten. Ihren Namen hatten sie genommen nach dem Berg Tabor, wo sie unweit von Prag zusammengekommen waren.

Münzer redete zu Mark:

„Es sagte der Hus, bevor sie ihn verbrannten: ‚Sie haben die Wahrheit in den Tod gegeben. Sie ist auferstanden und hat alle besiegt!' Höre, Mark, ich habe das Wort lange Zeit in meinen Gedanken bewegt. Ich habe daran gedeutelt, ich habe darüber gezweifelt. Aber ich glaube jetzt, er schaute weiter, als wir alle zu ahnen vermögen — er war auf *dem* Wege zum Reich der göttlichen Gerechtigkeit. An uns ist es, diesen Weg für uns gangbar zu machen. Auf uns ist es gelegt, den letzten Sinn auszuschöpfen: Die Wahrheit ist auferstanden und hat alle besiegt. Sieh, Mark, das ist es, was uns die böhmischen Brüder gezeigt haben und was mich zu ihnen zieht. Sie haben die Lehre ihres Meisters Hus niemals zur bloßen Theologie werden lassen, sie haben Taten vollbracht. Sie haben es verstanden, die Bauern als leidenschaftliche Kämpfer in einer Gemeinschaft zusammenzuschließen. Überlege dir, Mark, es war möglich, die Armen und Bauern eines ganzen Volkes zu überzeugen, daß das Reich der göttlichen Gerechtigkeit nicht in Demut erwartet werden darf. Es war möglich, in ihre Herzen den Glauben einzubrennen, daß diese Gerechtigkeit von ihnen selbst errungen werden muß. O Mark, wie tief muß der Haß dieser Bauern gegen die Gottlosen gesessen haben! Sie, die ihr Leben lang nichts anderes kannten als sich ducken, immer wieder

ducken vor den Herren und Reichen und Fürsten, sie richteten sich hoch auf und hoben ihre Hände gegen diese Mächtigen."

„Und die Gottlosen sind geblieben, Thomas. Sie haben die Gewalt und den Reichtum. Und das Volk ..."

„Das Volk hat nichts vergessen! Auch Luther sagte das, obgleich er heute lieber nicht daran erinnert werden möchte. In Böhmen, meinte er, ‚mummeln' sie im Volke noch allenthalben vom hussitischen Geist."

„Du machst dich also in allen Stücken mit der Lehre der Taboriten gemein, Thomas?"

„So wenig kennst du mich, Mark? Du weißt nicht, daß ich meine Lehre viel weiter machen muß!"

Mark Stübner blieb auf der Straße stehen, der Schreck ließ ihn im Laufen innehalten.

„Wenn sie in ihren Thesen sagen, daß die Gläubigen die ‚bösen Menschen und Gegner des Gesetzes Gottes in Eifer, Zorn, Grausamkeit und gerechter Vergeltung' verfolgen sollen, wenn sie sagen, daß ‚jeder Gläubige seine Hände im Blute der Feinde Christi waschen soll', so ist dir das nicht weit genug?"

„Das ist der Kampf, von dem du sprichst. Und daran halte ich auch fest: Ohne Gewalt werden wir die Gerechtigkeit nicht erlangen können. Aber das ist nicht das Letzte, Mark. Die Lehre wird mir zu eng dort, wo die Taboriten beginnen, sich selbst von der Allgemeinheit abzusondern, wo sie verkünden, daß ihr Reich der Gläubigen in fünf Städten errichtet werden soll. Und alles, was außerhalb ist, besorgt sie nur so weit, daß das Böse von dort nicht zu ihnen dringen darf. Nein, Mark, so kann unsere Aufgabe nicht sein, nur einen festumrissenen Bezirk zu gründen, in dem sich alle Gläubigen versammeln und gegen die Gottlosen

abschließen sollen. Das Reich Gottes, in dem der Mensch wirken soll, wird kein gekünstelter, umfriedeter Garten sein. Überall wird dieses Reich anheben — ohne Grenzen. Und es wird die Zeit kommen, da auch die Türken und die Juden und die Heiden darin stehen. Und überall werden die Gottlosen, und das sind die Herren und Fürsten, vom Throne gestürzt werden. — Wenn aber ein Fürst oder ein Herr aufrichtig guten Willens ist, so meine ich, soll er auch aufgenommen werden als ein Mensch, nicht als Herr. Denn es wird keine Herren mehr geben."

„Deine Lehre ist weit, Thomas, sehr weit. Wollte Gott, daß sie nicht zu weit für dich werde."

„Nicht mich mußt du ansehen, Mark, sieh aufs Ganze."

„Sie haben Christus ans Kreuz geschlagen, sie haben Hus verbrannt —"

Münzer schwieg.

„Und was werden sie dir antun, Thomas?"

Münzer lächelte sein gutes, lebensfrohes Lächeln. „Erkennst du jetzt den Sinn, Mark, wenn Hus sagt: ‚Sie haben die Wahrheit in den Tod gegeben. Sie ist auferstanden und hat alle besiegt'?"

Der Student Stübner sah seinen Weggenossen mit großen, fragenden Augen an.

Da sagte Münzer:

„Du mußt sterben können."

So kamen die beiden Wanderer denn in die Stadt, die sie „die goldene" nennen. Sie gingen durch die alten Gassen. Sie schauten an den Markttagen den Bauern in die Gesichter. Sie standen vor den prächtigen Häusern der Reichen. Sie saßen in den Hütten der Armen. Sie spürten, wohin immer sie gehen mochten, den Geist der Taboriten. Aber es schien, als sei er eingeschlafen.

Bei den Bauern lebte am ehesten noch die Erinnerung an die vergangenen Taten. Wachgerufen wurde all das halb Vergessene durch das Wirken des Mannes, der da aus Zwickau hergekommen war.

Lange Monate, vom Sommer bis an das Ende des Herbstes 1521, lebte er unter dem tschechischen Volk. Und Prag wurde ihm mehr als eine Stätte, wo er wohnen konnte. Prag bedeutete ihm Heimat.

Er liebte die arbeitsamen geringen Leute dort. Und solange sein Herz schlagen konnte, schlug es auch für seine „allerliebsten tschechischen Brüder".

Und Münzer sah noch ein anderes: Nicht nur die Bauern und armen Leute waren in Böhmen unzufrieden. Es gab auch Begüterte, die nicht damit einverstanden waren, wie es in Böhmen aussah. Ihre Unzufriedenheit war allerdings eine andere als die des gemeinen Volkes. Mit äußerster Verbitterung sahen die Herren, wie ihr König, der zweite Ludowik, der in Ungarn erzogen war, das Land immer mehr unter ungarischen Einfluß brachte. Als der König nun noch begann, Verhandlungen mit dem verhaßten Habsburger, dem Kaiser Karl V., aufzunehmen, um gemeinsam der Türkengefahr Herr zu werden, wuchs die Verstimmung. Darum betrachteten die böhmischen Herren den Habsburger höchst ablehnend: Seinetwegen waren nach dem Tode Maximilians die böhmischen Gesandten unverrichteterdinge nach Prag zurückgekommen. Man hatte Ludowik nicht zum Kaiser gewählt. Sogar der tote Maximilian hatte sie noch betrogen. Was er ihnen über seine Nachfolge versprochen hatte, war falsch gewesen. Darum auch war ihnen der Mann aus Zwickau nicht unwillkommen. Nur zu, sollte er der habsburgfreundlichen, katholischen Partei um den König eins auswischen. Und sie luden

ihn in ihre reichen Häuser, tafelten mit ihm, überlegten sich dabei, wie sie diesen jungen Mann als ihre Schachfigur am besten einsetzen könnten.

Münzer lächelte, als er zurück zu Stübner in ihre enge Stube bei einem Glöckner kam.

„Die Herren bleiben sich doch überall gleich. Sie denken immer nur an sich — an sich!"

„So geh nicht mehr hin, Thomas. Erinnere dich doch, was du an Melanchthon geschrieben hast: ‚Schmeichelt nicht euren Fürsten'."

Münzer lachte herzlich. Als er wieder zu Atem kam, meinte er:

„Sehe ich wie Melanchthon aus?"

Stübner war nicht zufrieden. Er lachte nicht mit.

„Ich meine es so, wie ich es sage, Thomas, geh' nicht wieder hin!"

Münzer wurde ernst.

„Ich muß die Herren so lange im Guten versuchen, wie Gott es zuläßt."

Stübner wurde heftig.

„Thomas, manchmal weiß ich nicht, wie ich dich verstehen soll. Du bist mit deinem Herzen bei den armen Leuten — und kannst doch mit den Fürsten sprechen . . ."

„. . . solange sie als Werkzeug willig sind, werde ich auch Herren brauchen. Wo sie aber der Sache der Gerechtigkeit entgegen sind, soll man sie wegtun wie unnützes Unkraut. Zuvor aber soll man sie prüfen."

Stübner wollte etwas entgegnen, da klopfte es leise an die Tür. Ohne auf einen Bescheid zu warten, öffnete der draußen. Thomas begrüßte den Eintretenden herzlich.

„Joseph ist das", sagte er zu Stübner, „unser böhmischer Bruder wird meinen Aufruf an alle Menschen in

Prag und darüber hinaus ins Tschechische verdolmetschen. Dann werden wir drei Fassungen in der Öffentlichkeit anschlagen: eine deutsche, eine tschechische, eine lateinische."

Und Joseph übersetzte Münzers Worte.

„Ja, es sind nicht geringe, sondern ganz hoch verdammte Bösewichte, die von Anbeginn in der ganzen Welt gewesen sind, gesetzt zu einer Plage des armen Volkes. Sie schließen die Schrift zu und sagen: Gott darf nicht in eigener Person mit den Menschen reden."

Münzer unterbrach den Übersetzer.

„Warte, Joseph, höre zu, ich will dir sagen, was ich meine. Sieh, es erklären die klugen Schriftgelehrten, und auch der Mann in Wittenberg, der Buchstabe auf dem Pergament sei das Heilige. Und sie verehren das bloße Wort über alle Maßen. Ich aber sage, daß Gott nicht mit Tinte, sondern mit seinen lebendigen Fingern schreibt die rechte heilige Schrift, die die äußerliche Bibel recht bezeugt. Und es ist auch kein gewisseres Zeugnis, das die Bibel wahr macht, denn die lebendige Rede Gottes, da der Vater den Sohn anspricht im Herzen der Menschen. So meine ich."

Joseph sah vom Pergament auf.

„Soll ich dich so verstehen, Thomas, daß du den Predigern ihr alleiniges Vorrecht absprechen willst? Du meinst, daß *alle* Menschen die Bibel lesen könnten — —, wenn aber nun das Volk nicht recht versteht, es anzufangen?"

Mit großer Sicherheit entgegnete Münzer:

„Am Volk zweifle ich nicht! Und so kannst du es auch übersetzen!"

Dann aber überkam ihn ein Gefühl großen Mitleids. Er dachte an die Scharen von Menschen, wie sie da so

voll gläubigen Vertrauens zu den unrechten Predigern kamen.

„Und schreibe weiter, Joseph! Ach, du recht armes, erbärmliches Häuflein, wie durstig bist du nach dem Wort Gottes. Sie wollen gern tun das Allerbeste und können doch nicht wissen wie. Darum sind sie so geängstigt, allsosehr, daß ihnen wahrhaftig wahr worden ist die Weissagung Jeremiae: Die Kinder haben gebeten um das Brot. Es ist niemand dagewesen, der's ihnen gebrochen hätte. Ach, ach, es hat ihnen niemand gebrochen. Es sind der gelddurstigen Buben viele dagewesen, die dem armen, armen, armen Volk die Texte der Bibel vorgeworfen haben, wie man den Hunden das Brot pflegt vorzuwerfen. Sie haben es ihnen aber durch die Kunst des Heiligen Geistes nicht gebrochen. Denn dieses Vermögen haben die Pfaffen alle miteinander in einem Haufen versammelt, nicht, daß sie auch nur einen einzigen Menschen möchten genügend weise machen, daß er versehen sei zum ewigen Leben!"

Zorn überkam Münzer.

„Oho, weh den Predigern, die ihre Worte mit dem Maule sagen, aber ihre Herzen sind mehr als tausend mal tausend Meilen davon. Oho, wie reif sind die faulen Äpfel! Die Zeit der Ernte ist da. Darum hat mich Gott selber gemietet in seiner Ernte. Ich habe meine Sichel scharf gemacht, denn es gilt, die Wahrheit zu erstreiten. Und meine Lippen, Hand, Haut, Haare, Seele, Leib, Leben verfluchen die Ungläubigen."

Stübner wagte nicht, den Prediger zu unterbrechen. Er wäre jetzt gern aufgesprungen, hätte gern etwas gesagt. Münzer diktierte weiter.

„Darum bin ich in euer Land gekommen, meine allerliebsten Böhmen. Ich will nichts anderes von euch, als

daß ihr das lebendige Wort Gottes aus Gottes Munde selber studieren sollt. Und so werdet ihr selber sehen, hören, begreifen, wie die ganze Welt durch die tauben Pfaffen verführt ist. Denn in eurem Lande wird die neue apostolische Kirche angehen, darnach überall."

„Wie willst du unterzeichnen?" fragte Joseph.

„So soll es heißen: Thomas Münzer will keinen stummen, sondern einen redenden Gott anbeten."

Stübner war beim Zuhören wieder der alte geworden, erfüllt von Glauben und Hingabe an die Sache.

„Ja, Thomas, sogar deinen Nächsten mußt du belehren wie den Allerentferntesten. Und jetzt sehe ich: du bist keine Figur in ihrem Spiel. Aber sie werden dich deine offenen Worte böse entgelten lassen. — Sie werden dich ausweisen — wie aus Zwickau."

„Dann werde ich wieder weiterwandern", sagte Thomas leise, ohne Bitternis.

Und am Tage nach Bekanntwerden seines Anschlags mußten die beiden Männer die Stadt verlassen.

Da stand nun der einsame Mann unter der Erde. Und das Bild der „goldenen Stadt" verging vor seinem inneren Auge. Er wußte, es gab keinen Freund, keinen Berater, keinen einzigen Menschen, der noch zu ihm kommen würde —, und die vielleicht gekommen wären, waren tot. Die Bauern von Frankenhausen.

Er war allein — mit Gott — mit den Toten — mit seiner Verantwortung — mit seiner Angst — mit seinen Hoffnungen — mit seinen Gedanken.

Es ist schwer, Hus, dein Wort zu glauben:

‚Sie haben die Wahrheit in den Tod gegeben. Sie ist auferstanden und hat alle besiegt.'

Es ist sehr schwer.

Am Abend saß Christoph Laue, der Beisitzer des fürstlichen Gerichts, vor dem Grafen Ernst von Mansfeld.

„Ich habe mir genau überlegt, was geschrieben werden muß!“ Eilfertig zog er aus seinem Wams eine Pergamentrolle, redete weiter zum Grafen:

„Richtet den Münzer inzwischen vor. Ich werde jetzt den Brief entwerfen. Und dann, wenn der Mann soweit ist, laßt mich rufen, daß ich ihm das Pergament zum Unterzeichnen hinhalte.“

Laue biß nach seiner Art die Gänsefeder mit den Zähnen zurecht. Er spuckte ungeniert auf den Fußboden.

„Genügt ja schon, wenn der ein TH hinkritzelt — oder ein M“, meinte er.

Der Graf ging, selbst zu überwachen, wie der Gefangene aus dem Turm gezerrt und in die Folterkammer geschleppt wurde.

Während dort in der Kammer die Geräte mit geübten Händen geführt wurden, Geräte, die Menschenhirne ersonnen, um Menschenleiber zu zerstören, arbeitete Laue an dem Brief. Er redete dabei vor sich hin, leckte mit der Zunge über die Lippen. Es ging ihm nicht so gut von der Hand, wie er geglaubt hatte. Immer wieder mußte er innehalten und nachdenken, wie „der andere“, der eigentlich der Briefschreiber sein sollte, es seinen Freunden in Mühlhausen gesagt hätte. Einzelne Worte fielen ihm ein. Wahrheit. Davon hat der Münzer immer geredet. Also müßte das Wort auch im Briefe stehen.

4 M 226/55

Und „der andere“ hat stets alles, was er sagte, mit der Bibel belegt, also müßte auch Bibeltext angegeben werden. Es konnte aber Laue nur eine Stelle aus der Bibel auswendig. Etwas über das Gesetz und die Wahrheit. Und er wußte nicht einmal genau, in welchem Kapitel das stand. Johannis am ersten konnte es sein — gleichviel, er gab an: Johannis am siebenten.

Über die Frau Ottilie müßte etwas geschrieben werden, um so eher würden die in Mühlhausen ihm diesen Brief glauben, denn man sagte, Münzer habe die Frau sehr liebgehabt. — Ja, und an sein Gut müßte „der da“ denken, wer würde sich vor seinem Abscheiden nicht um seine Kleider und Bücher sorgen, daß alles in die rechten Hände käme.

Und jetzt würde er auf das Allgemeine kommen, etwa so: Er müßte den Leuten in Mühlhausen das Ende von Frankenhausen deutlich vor Augen stellen, sie ermahnen, sie sollten sich friedlich gegen die Obrigkeit verhalten, daß sie nicht auch zu Schaden kämen.

Halt! Laue hielt inne. Die in Mühlhausen könnten mißtrauisch werden, wenn sie sehen würden, es war nicht Münzers Handschrift. Mitten im Briefe bemerkte der Schreiber: „Mit dieser Handschrift durch Christoph Laue befehle ich meinen Geist in die Hand Gottes.“

Hol’s der Teufel, wenn er doch noch eine Stelle aus der Bibel wüßte, die er zitieren könnte. Wie klug hatte Münzer alle seine Worte durch die Bibel erhärten können. Laue fluchte vor sich hin. Nichts fiel ihm ein. Dann mußte eben das eine Zitat genügen. Schade. Je mehr Bibelstellen, desto echter wäre es gewesen. Also müßte er noch etwas anderes schreiben. Er wiederholte die Bitte um die Frau: sie sollen ihr helfen. Christoph Laues Verlegenheit wuchs. Daß es so schwer war,

etwas zu sagen, wo es nichts zu sagen gab. Er suchte Worte. Blutvergießen — warnen — eigennützige Empörung — entschuldigen — Gnade bei den Fürsten — keinen Aufruhr weiter — die Obrigkeit bitten. Er hatte allerdings fast die gleichen Worte bereits am Anfang des Briefes geschrieben, doch gleichviel, der Brief war jetzt zu einem Ende gebracht. Und Christoph Laue ließ Streusand über die Tinte rieseln.

Sie verlasen dem gefolterten Mann dieses Schreiben. Münzer konnte nicht mehr sprechen. Seine zerbrochenen Glieder verweigerten den Dienst. Es arbeitete in ihm. „Nein!“ „Lüge!“ schrie es in ihm. Doch jeder Laut erstarb, noch bevor er sich bilden konnte. Er wollte das Pergament mit den Händen greifen und zerreißen. Er konnte nicht. Eine blutige Nebelwand stieg vor seinen Augen auf. Das Bewußtsein schwand.

Nacht war.

Und ein Bote ritt nach Mühlhausen. In seinem Wams steckte ein Brief. Nicht einen Federstrich von Münzer trug das Pergament. Nicht einen Gedanken von ihm enthielt das Schriftstück.

An Seilen und Strickleitern ließen die Knechte Bertold und Stephan den Gefangenen hinab unter die Erde. Sie hatten jetzt größere Plage mit ihm als zum ersten Male. Der Mann konnte die Seile nicht mehr mit seinen Händen greifen. Sie mußten ihm die Stricke um den Leib schlingen.

„Höh, langsam“, mahnte Bertold, „der soll noch nicht zur Hölle, für den ist's noch zu früh.“

Stephan keuchte vor Anstrengung. Bertold redete weiter.

„Der Graf hat gesagt, gut aufpassen sollen wir auf den Kerl, daß er nicht vorzeitig umkommt. Was meinst du, Stephan, wird er widerrufen? Ich möchte um mein neues Lederwams wetten, ich glaube, er wird seine Schuld bekennen!“

„Heh, dann gehört das Lederwams schon heute mir!“

„Sst, wenn dich der Graf hört ——. Jetzt ist er unten. Laß die Seile los. Komm, halt die Strickleiter. Ich will runter, ihm die Stricke vom Leibe nehmen.“

„Hä, bist ja deiner Sache sehr sicher, Bertold. Hast wohl Angst, er könnte sich erdrosseln? — Aber dann habe ich auch gewonnen — denn dann hat er ja auch nichts bekannt!“

Mit beiden Händen griff Bertold die Strickleiter. Die Fackel hielt er zwischen den Zähnen. So konnte er nicht antworten.

Unten leuchtete er dem Mann ins Gesicht. Der war wieder zu Bewußtsein gekommen — wohl durch den Aufschlag auf den Boden. Bertold steckte die Fackel in

eine Mauerspalte, löste die Stricke vom Leib des am Boden Liegenden und sah dabei, daß dem Gefolterten der Mund offen stand. Er wird Durst haben, meinte er und griff nach dem Holzeimer mit dem abgestandenen Wasser. Und Münzer trank gierig in langen Zügen. Das Trinken schien ihn belebt zu haben. Er versuchte sich aufzurichten, flüsterte vor sich hin. Bertold verstand die abgerissenen Worte nicht recht. Er trat näher hin, lauschte und verstand.

„Die Obrigkeit bitten — haben sie geschrieben. Wer ist das? Obrigkeit? Sie meinen Fürsten und Herren — die kann man nicht bitten — um Gnade betteln. — — Die Menschen sollen glauben, im Abscheiden lecke ich den Herren die Füße — — was sind das für Herren? — Menschen? — Gottlos — ihr Leben lang — Gottlose. — — — Was willst du hier unten, Knecht — — trag deine Fackel weg — ach, wie erbärmlich bist du — wie tust du mir recht sehr leid — du weißt nicht — wer du bist — ein Knecht eines gottverlassenen Herrn — — und hättest ein Bruder sein können — ein Bruder der vielen — der Bauern — — — du hast sie auch verraten — — —“

Bertold wagte nicht, ein Wort zu sagen. Seine Hände zitterten, als er nach der Fackel in der Mauerspalte griff. Er trat sie am Boden aus. Hastig wand er sich an der Strickleiter hoch, dem fahlen Lichtschein zu. Stephan wartete dort mit einer Fackel. Und Bertold stieg und stieg. Eine jähe Angst faßte ihn, die Strickleiter könne kein Ende nehmen und er müsse unaufhörlich nach diesem entfernten Lichtschimmer starren, ohne ihn je zu erreichen. ‚Du hast sie auch verraten‘, so hörte er immer noch die flüsternde Stimme. Da war endlich der unerträglich lange Weg aus dem Turm

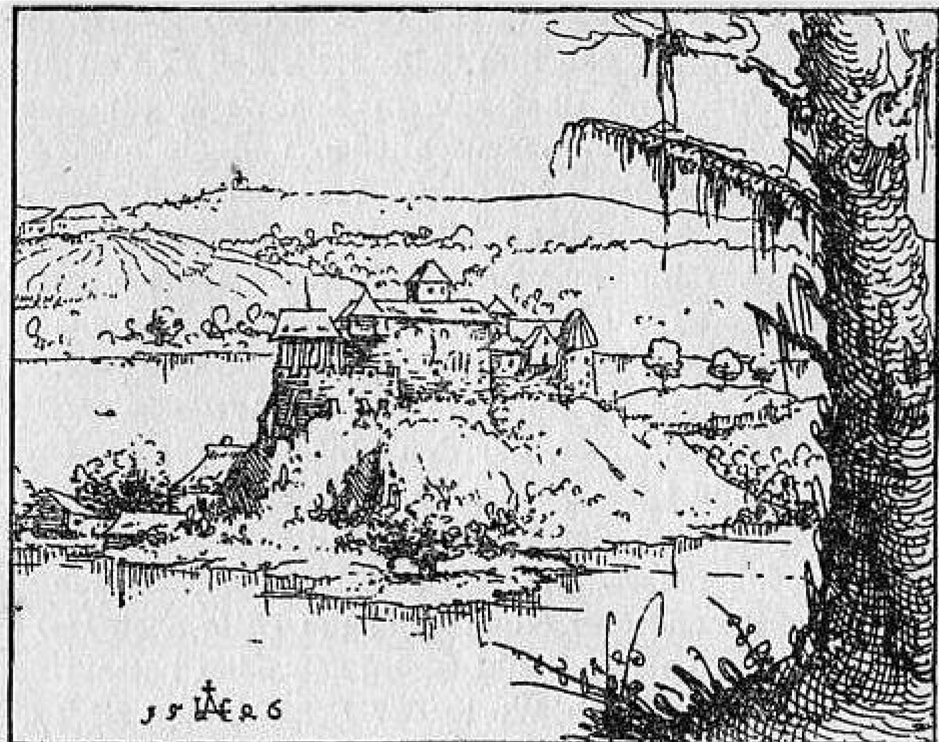
bewältigt. Sehr leise und ohne den Knecht Stephan anzusehen sagte Bertold:

„Du wirst vielleicht doch recht behalten, es mag sein, daß der Mann gar nicht widerrufen kann, weil es nichts zu widerrufen gibt."

„Ich habe nichts gehört", meinte Stephan, „wenn es dir später leid sein sollte, was du da eben gesagt hast."

‚Die Obrigkeit bitten' — der Gedanke an den Brief, der nun in seinem Namen gegen seinen Willen nach Mühlhausen geschickt war, peinigte Münzer aufs äußerste. Er hat nie in seinem Leben eine Obrigkeit um Gnade gebeten. Nicht in Zwickau, er hat sich den Staub von den Schuhen gewischt — und ist gegangen; nicht in Prag hat er gebettelt — er ist gegangen.

Und dem „willigen Botenläufer Gottes" war kein Weg zu weit und zu beschwerlich. Auf all seinen Reisen durch Thüringen, Schwaben, Franken, bis hinein ins Österreichische, nach Tirol versuchte er nicht, an irgendeinem Fürstenhof unterzuschlüpfen. Er hielt Ausschau nach Menschen, nicht nach Edlen und Rittern. Wenn er noch in Prag von dem „armen, armen, armen Volke" geschrieben hatte, so verdichtete sich für ihn in jenen Tagen der Wanderung dieser Begriff. Er fand Menschen — die Bauern. Noch nie zuvor in seinem Leben war es ihm mit so klarer Deutlichkeit bewußt geworden, wie sehr er zu den Bauern gehörte. Und er fühlte, nicht damit war es getan, sie zu lehren. Er mußte mit ihnen leben. Aber er sah, auch das genügte nicht. Mehr wurde von dem „Botenläufer Gottes" gefordert. Er mußte ein Glied in ihrem Kampfe gegen die gottlosen Herren und Fürsten werden. Er mußte überall dort sein, wo dieser Kampf ausgetragen wurde.



Landschaft. Ausschnitt aus einer Radierung des Nürnberger Kupferstechers Augustin Hirschvogel (1506–1560)

Es hatten sich die Bauern in Tirol geweigert, den Herren die übermäßig erhöhten Abgaben auszufolgen. Die gepeinigten Bauern holten sich ihr Recht mit der blanken Faust. Und Fürsten und Grafen zitterten um ihr Leben und um ihr Gut.

Hierhin, mitten in das aufgewühlte Land ging Thomas Münzer. Er teilte mit den Männern, die sich da gegen die Obrigkeit aufgelehnt hatten, alles, was er besaß. Er predigte umsonst, ließ sich nur geben, was er ohne Opfer von ihnen für den Tagesbedarf bekommen konnte. Er war zäh und genügsam. Den alten Spruch „mens agitat molem" übersetzte er für sich: Der Geist

beherrscht den Leib. Und er hielt seinen Körper in strenger Zucht. Er gab ihm keine Zeit, daß er Fett ansetzen konnte. Und über seinem Tagewerk, „die Gemeinde Gottes zusammenzuschließen und sie auf den kommenden großen Aufstand vorzubereiten", kam empfindlicher Mangel an allem, was er zum Leben brauchte, über ihn. Er wußte wohl jedes Wort aus der Heiligen Schrift auswendig, und er verstand es, mit Zitaten aus der Bibel den einfachen Leuten und Bauern zu beweisen, daß sie auf dem rechten Wege seien. Er kannte jeden Kummer, der den einzelnen plagte. Und er gab Rat und Hilfe. Er dachte an jedes noch so gering erscheinende Ding der täglichen Notdurft für die anderen. Darüber vergaß er sich selbst. „Im Elende seines Vortreibens" sandte er einen Brief um Hilfe nach Halle aus, wo er vormals zu Sankt Georg gepredigt hatte. Und er schrieb ihnen auch Worte der Ermutigung. Er trat nicht mit leeren Händen vor sie hin. Wenn sie ihm helfen wollten, sie würden tausendfältig wieder empfangen.

„Laßt alles Unkraut blühen wie es will", so schrieb er ihnen, „es muß unter den Dreschflegel mit dem reinen Weizen. Der lebendige Gott macht also scharf seine Sichel in mir, daß ich darnach die roten Kornrosen und die blauen Blümelein schneiden möge."

Der Kaplan zu Heldrungen nahm seinen Auftrag sehr genau. Jeden Abend ging er seinen Weg zum Turm, bekreuzigte sich angesichts der Maueröffnung hoch über seinem Kopfe und rief:

„Bekenne dich schuldig! Thomas! Gott hat dich verstoßen! Rette deine Seele! Bekenne dich schuldig!"

Dann schlurfte er davon.

Der Mann unter der Erde hörte das Wort ‚schuldig', und es bewegte ihn tief innerlich. Er hielt Gericht mit sich selbst, klagte an und verteidigte.

Einmal, nach all den Jahren des ruhelosen Wanderns, war er glücklich gewesen. In Allstedt. Dort, wo er Ottilie zum ersten Male gesehen hatte, und wo sie zu ihm gekommen war als seine Frau. In Allstedt aber auch hatte er tiefe Enttäuschung um Menschen erlitten, von denen er geglaubt hatte, er könne ihre Herzen gewinnen für das große „christliche Verbündnis". Allstedt war verheißungsvoller Anfang und zugleich bitteres Erkennen gewesen. Doch aus der bitteren Erkenntnis war ein neuer Beginn gewachsen.

Deutlich sah Münzer das Gesicht der Frau Ottilie vor sich. Und er hörte ihre Stimme.

„Nun bist du zu Hause, Thomas. Jetzt kannst du dich von all den weiten Wegen ausruhen und kannst Bücher lesen und kannst endlich darangehen, die Bibel auszulegen nach deiner Lehre."

„Zu Hause." Thomas wiederholte die Worte und lauschte sinnend dem Klang nach. Ottilie redete weiter.

„Wenn einer mich fragen würde, wie ich vorher gelebt habe —, weißt du, Thomas, ich würde ihm sagen: Mein Leben begann im Jahre 1522, als ich den Prediger Münzer zum ersten Male sah. Und alles andere ist nur Vorbereitung dafür gewesen."

Es waren diese Tage mit Ottilie glückerfüllt. Aber es wurde keine Zeit des Ausruhens. Und Ottilie lernte verstehen, daß Thomas unaufhörlich tätig sein mußte, wollte er sich nicht selbst verleugnen.

Jeden Abend saß er bis spät in die Nacht hinein in seiner Studierstube. Er arbeitete an seinen Predigten, las sie laut, um jedes Wort zu prüfen. Wenn seine Zuhörer ihn recht verstehen sollten, mußte er deutlich und klar sprechen. Bauern saßen unter seiner Kanzel, Berggesellen, kleine Handwerker und einfache Leute. Sie waren Untertanen des katholischen Herzogs Georg von Sachsen oder des Grafen Ernst von Mansfeld. Thomas sah gedankenvoll vor sich auf das Pergament und die Feder. Leise redete er vor sich hin.

„Wie sollen sie mich in allen Stücken recht verstehen, wenn ich zu ihnen lateinisch spreche. Die ganze Messe muß ihnen doch unverständlich und geheimnisvoll sein ..."

Ottilie schaute behutsam zur Tür hinein.

„Es ist weit nach Mitternacht, Thomas."

Münzer sah nicht auf.

„Verzeih, liebes Kind, aber ich kann nicht anders."

Sachte schloß Ottilie die Tür, wollte still wieder in die Kammer gehen. Da rief der Mann.

„Ottilie! Ottilie! Komm her!"

Thomas stand im Raume, seine Augen erschienen wie von einem hohen Glanz erfüllt. Er ging auf sie zu. Faßte sie bei den Händen.

Er war festlich bewegt, als er zu Ottilie sprach:

„Jetzt weiß ich, wie ich ihnen die Messe lesen werde! Deutsch! Ja, Ottilie, deutsch von Anfang bis Ende ohne ein Wort Latein. Es soll für die Gemeinde nichts geheimnisvoll sein und nichts unverständlich bleiben!“

„Thomas!“ Erschrocken löste die Frau ihre Hände aus den seinen. „Thomas, das hat noch kein Mensch getan — nicht einmal Luther!“

Thomas wandte sich ab.

„Rede mir jetzt nicht von Luther, Kind! Was weißt denn du von mir und von ihm? Ich habe ihn liebgehabt, wie man nur einen Bruder liebhaben kann, ich habe ihn verehrt, wie man nur einen großen Meister verehren kann —, aber er ist anders als wir.“

„Du haßt ihn, Thomas.“

Münzer sah seine Frau erstaunt an.

„So sagst du das? Woher willst du das wissen?“

„Wie sollte ich es nicht wissen, ich bin doch ein Teil von dir.“

Langsam und zögernd sagte Münzer:

„Du magst recht haben, Ottilie, ich habe ihn sehr geliebt. Darum schlug mich die Enttäuschung um ihn so hart — und wurde Haß.“

Ottilie ging hin zu Thomas, nahm wieder seine Hände, stand dicht bei ihm, lehnte ihren Kopf an seine Brust, schloß die Augen und redete leise zu ihm.

„Thomas, vergib mir, ich bin so ängstlich, wenn du jetzt das ganz Neue anfängst, wenn du die Gemeinde deutsch singen läßt und ihr die Messe deutsch liest, dann werden sie wieder gegen dich erbittert werden — die Herren —, und Unfriede wird kommen.“

„Ich kann nicht anders — oder es wäre Verrat! Frage nicht, Verrat an wem!“

„Ich weiß, Thomas, du meinst, Verrat an deinen Bauern. Ich verstehe dich. Und ich glaube dir, daß du es nicht anders tun darfst. Aber es wäre auch noch ein anderer Verrat — ich meine — an deinem Sohn."

„Ottilie!"

„Ja, Thomas."

Und es wurde, wie Ottilie es gefürchtet: Unfriede kam. Der Graf Ernst von Mansfeld verbot seinen Untertanen, zu Münzers Predigten nach Allstedt zu gehen. Das traf Thomas hart, denn viele Bergknappen aus dem Mansfeldischen waren ständig zu ihm gekommen, und sie zählten mit zu den Treuesten in seiner Gemeinde.

Als er auf der Kanzel stand und so viele Gesichter vermißte, faßte ihn ein großer Zorn. Und er sprach in seiner ganzen Beredtsamkeit das aus, was er über den Urheber des Verbotes dachte. Er nannte den Grafen in aller Öffentlichkeit einen „ketzerischen Schalk und Leuteschinder".

Nicht lange Zeit danach saß der kurfürstliche Amtmann, der Schösser Johannes Zeys, bei Münzer im Studierzimmer.

„Der Graf hat bei mir über Euch Klage geführt. Wie ich glaube, berechtigte Klage. Ihr habt ihn beschimpft."

„Ich habe gesagt — und das will ich vor allen gutgläubigen Menschen wiederholen, daß so ein Verbot unsinnig und ketzerisch ist. Und wer es ausspricht, der ist nichts anderes als ein ketzerischer Schalk und Leuteschinder!"

Mit großen Augen sah Zeys auf Münzer. Was für ein Mensch! Wie leidenschaftlich der für seine Sache eintrat, und dabei konnte er, Zeys, nichts von übermäßiger Erregung an ihm finden, vielmehr eine bestimmte

Sicherheit, eine ruhige Kühnheit. Er konnte sich nicht helfen, er mußte sich im Inneren vor diesem Menschen verneigen. Gleichzeitig aber fürchtete er sich sehr. Und schwunglos sagte er:

„Magister, macht mir doch mein Amt nicht so schwer. Seid gefällig und entschuldigt Euch beim Grafen."

„Bruder Zeys, Ihr wißt ganz genau, wie es ist: er müßte sich entschuldigen, nicht ich!"

Der Schösser schlug seine Augen nieder. Wie verstand dieser Münzer in ihm zu lesen. Bewunderung und gleichzeitig Unbehagen stiegen in ihm auf.

„Ihr müßt eins können, Magister, Ihr müßt Euch anpassen!"

„Das bedeutet, um meiner Wohlfahrt willen das arme, auf das wahre Evangelium hungrige Volk verraten."

„Und was wollt ihr tun, Magister, den Grafen Ernst zu befriedigen?"

„Ich werde ihm einen Brief schreiben, und ich will ihn sofort aufsetzen, daß Ihr auch erfahrt, was ich ihm sage."

Der Schösser stimmte erleichtert zu.

Und Thomas sprach beim Schreiben laut vor sich hin: „Und will's allen christgläubigen Menschen klagen, daß Ihr so kühn seid und dürft das heilige Evangelium verbieten. Und wenn Ihr — da sei Gott vor — in Toben und unsinnigen Verboten werdet verharren, so will ich Euch vor der ganzen Christenheit ausschreien — mehr noch, ich will auch meine Bücher wider Euch in manchen Zungen lassen dolmetschen und Euch den Türken, Heiden und Juden als einen verrissenen, unwitzigen Menschen schelten und aufs Papier klecksen. Und Ihr sollt wissen, daß ich in solchen Sachen auch die ganze Welt nicht fürchte. So Ihr aber darüber etwas werdet

anrichten, sollt Ihr gedenken des zukünftigen Zankes ohne Ende. Ich bin ein Knecht Gottes gleich sowohl wie Ihr. Und bringt Ihr mich den Druckern in die Fäuste, will ich hundert mal tausend ärger mit Euch umgehen, denn der Luther mit dem Papst!“

Der Schösser sprang auf. Ein großartiger Brief, dachte er, ein mutiger Brief. Er setzte sich wieder. Ein entsetzlicher Brief, dachte er, ein bedrohlicher Brief. Aber er wußte, kein Reden würde helfen, Münzer würde das Schreiben so und nicht anders abschicken. Und er ging, im Herzen Erhebung und Grauen.

Und Münzer wirkte weiter für sein „christliches Verbündnis“. Er gewann neue Freunde und Anhänger, auch im Rate der Stadt. Er sprach in seinen Predigten von dem Herannahen des Reiches der göttlichen Gerechtigkeit, und er sprach über den Irrglauben, daß das Anbeten von Reliquien leiblichen und seelischen Schaden zu heilen vermöchte. Und es war deutlich, daß er das Marienbild zu Mallerbach in der Kapelle meinte. Hierhin gingen die Menschen, opferten, beteten an und erwarteten das Heilswunder. Holz und Wachs beteten sie an, darüber öffnete ihnen Münzer die Augen.

Da geschah es am 24. März im Jahre 1524, daß etliche aus seiner Gemeinde in großer Erregung hinliefen zur Kapelle Mallerbach. Und die aufgebrachten Menschen zerstörten die Kapelle der Neuendorfer Nonnen.

Die Nonnen führten Anklage bei ihrem Landesherrn, dem Herzog Johann von Sachsen. Der wies den Schösser Zeys an, die Schuldigen hart zu bestrafen. Aber der Schösser vermochte in seinem Amte nicht Herr über die aufgebrachten Menschen seiner Stadt zu werden. Sie standen sehr entschieden neben dem Prediger Münzer. Auch die Bergknappen.

Man mußte Abstand nehmen, die Angelegenheit Mallerbach weiter zu verfolgen. Man mußte fürchten, offener Aufruhr könne ausbrechen. Man wollte aber keine aufrührerischen Bergknappen, man brauchte arbeitende Bergknappen. Also gab man nach. Man wurde aber auch aufmerksam: Wer ist das, Thomas Münzer, der alles das verursacht hat?

Am 12. Juli 1524 kam der Schösser Zeys selbst zu Münzer.

„Haltet Euch bereit, Magister Thomas, morgen, gleich früh, sollt Ihr auf dem Schloß vor Herzog Johann und vor seinem Sohn, dem Kurprinzen Johann Friedrich, predigen. Sie sind hierhergereist, eigens um Euch zu hören."

„Ja", sagte Münzer; nichts weiter.

„Seid vorsichtig", bat Zeys. „Ihr wißt, worum es geht. Ihr seid hier angestellt ohne kurfürstliche Bestätigung. Nun sollt Ihr vor den hohen Regenten predigen, daß Ihr diese Bestätigung erlangt, und vielleicht mag es gut sein, wenn Ihr Euch hütet, Mallerbach zu erwähnen. Auch dürfte es geschickt sein, nicht allzuviel von Bauern und armen Leuten herzureden. Es möchte die Herren ärgern. Und denkt immer daran, der Herzog Johann ist der Bruder unseres allergnädigsten Herrn Kurfürsten!"

„Ich will die Herren nicht ärgern, Bruder Zeys, ich will überzeugen!"

Am anderen Morgen stand Münzer in der kleinen Schloßkapelle der kaiserlichen Pfalz. Vor ihm saßen der Herzog Johann, der Kurprinz Johann Friedrich, der kurfürstliche Kanzler Dr. Brück, der Rat Dr. Hans von Grefendorf und der Schösser Zeys. Münzer war in festlicher Stimmung. Jetzt und gerade jetzt würde es sich

erweisen, ob Gott mächtig genug durch ihn wirke, daß er zu den Herzen der Herren vorzudringen vermöchte. Mehr, daß er sie bewegen könnte. Noch mehr, daß sie der gerechten Sache zufallen müßten!

Und er begann und predigte. Er sprach von den Pflichten der Herren, die sie vor dem Volke haben sollten. Er redete von den geldgierigen Pfaffen, wie sie das Wort mißbrauchen. Und dann trug er das vor, was sein Herz von dem Augenblick an bewegt hatte, da er wußte, er würde selbst vor den Regenten stehen, von Angesicht zu Angesicht mit ihnen.

Er deutete den Herren die Begebenheit um Nebukadnezar und Daniel, wie der Prophet das Traumbild des Königs von Babylonien auslegt: Nebukadnezar weiß nicht mehr, was er geträumt hat. Aber er will den Traum erfahren und auch gedeutet haben. Alle seine Sternseher, Weisen, Zauberer und Traumdeuter versagen. Er läßt sie umbringen. Daniel wird vor den König gerufen. Wenn er nichts kann und weiß, soll auch er getötet werden. Doch Daniel sagt den Traum, den der König vergessen hat: „Du sahst ein schreckliches Bild. Der Kopf war aus Gold, Brust und Arme waren aus Silber, Bauch und Lenden aus Erz, die Schenkel waren Eisen, die Füße waren ein Teil Eisen, ein Teil Ton. Dann sahst du, daß ein Stein ohne Hände herabgerissen wurde. Der Stein schlug gegen die Füße des Bildes. Der Ton zerbrach, und das ganze Bild stürzte zusammen. Und der Stein wurde größer als alles andere und breitete sich über die ganze Erde aus.“ Und dann deutet Daniel diesen Traum. „Was du, König, sahst, ist der Ablauf der Geschichte der Reiche der Welt. Der goldene Kopf, das ist dein Reich. Danach wird ein anderes das erste ablösen, das bedeuten die silbernen

Arme und die silberne Brust des Bildes. Und so geht die Reihe fort, ein Weltreich folgt auf das andere, bis das fünfte und letzte aus Ton und Eisen von dem großen Stein vernichtet wird. Dieser Stein aber wird sein das ewige Reich der göttlichen Gerechtigkeit."

Und Münzer las den Regenten das 2. Kapitel im Propheten Daniel mit Betonung bis zum Ende vor. Genau sollten sie erfahren, wie es Daniel weiter erging: Nebukadnezar fällt nieder vor dem Propheten. Und er setzt Daniel zum Obersten über alle Weisen zu Babel, daß er fortan den König berate.

Der Herzog blieb unbewegt. Münzer sah nur sein Gesicht. Er sprach in dieses Gesicht hinein mit dem heißen Wunsch, daß es ihm gelingen möge, dieses Gesicht in Bewegung zu bringen.

„Es ist dieser Text Daniels klar wie die helle Sonne, und das Werk geht jetzt im rechten Schwange vom Ende des fünften Reichs der Welt. Das erste ist erkläret durch den güldenen Knauf, das war das Reich zu Babel, das andere durch die silberne Brust und Arm, das war das Reich der Medier und Persier. Das dritte war das Reich der Griechen, welches erschallte mit seiner Klugheit, durch das Erz angezeigt. Das vierte das Römische Reich, welches mit dem Schwert gewonnen ist und ein Reich des Zwangs gewesen. Aber das fünfte ist dies, das wir vor Augen haben, das auch von Eisen ist und wollte gerne zwingen. Aber es ist mit Kot geflickt, wie wir mit sichtigen Augen sehen eitel Anschläge der Heuchelei, die da krümmet und wimmert auf dem ganzen Erdreich. Denn wer nicht betrügen kann, der muß ein toller Kopf sein. Man sieht jetzt hübsch, wie sich die Aale und Schlangen zusammen verunkeuchen auf einem Haufen. Die Pfaffen und alle

bösen Geistlichen sind Schlangen, und die weltlichen Herren und Regenten sind Aale. Da haben sich die Reiche des Teufels mit Ton beschmieret. Ach, ihr lieben Herren, wie hübsch wird der Herr da unter die alten Töpf schmeißen mit einer eisernen Stange. Darum, ihr allerteuersten und liebsten Regenten, lernt euer Urteil recht aus dem Munde Gottes, und laßt euch von euren heuchlerischen Pfaffen nicht verführen und mit gedichteter Geduld und Güte aufhalten! Denn der Stein, vom Berge gerissen, ist groß geworden. Die armen Laien und Bauern sehen ihn viel schärfer an denn ihr."

Und Münzer predigte weiter, er sprach mit Hingabe. Der Herzog rührte sich nicht. Thomas redete drängend, mit heißem Atem. Da sagte er es — und wenn der Herzog verständig wäre, würde er es verstehen:

„Drum muß ein neuer Daniel auferstehen und euch eure Offenbarung auslegen, und derselbe muß vorn an der Spitze gehen. Er muß den Zorn der Fürsten und des ergrimmten Volkes versühnen."

Da war die Hand hingereicht. Stolz und selbstbewußt, erfüllt von seiner Berufung durch Gott stand Münzer vor den Regenten. Der Kurprinz nickte, blies die Lippen auf, rieb die Hände aneinander, wippte mit den Füßen.

Aber der Herzog saß unbewegt und steif und ernst.

Und Münzer redete weiter. Er fühlte, so gut hatte er noch nie in seinem Leben gepredigt. Die Worte flossen ihm zu, kaum noch blickte er auf seine Aufzeichnungen. Und er sprach davon, wovor der Schösser ihn gewarnt hatte, von Mallerbach.

„Gott würde ohne Zweifel auch die Götzen und Bilder nicht geschont haben, wenn sie da gewesen wären. Hat er selbst doch gesagt: ‚Ihr seid ein heiliges Volk. Ihr solltet euch nicht erbarmen über die Abgöttischen. Zer-



Stich von Christoffel van Sichem (geb. um 1545, gest. 1624)

brecht ihre Altäre, zerschmeißt ihre Bilder und verbrennet sie, auf daß ich mit euch nicht zürne.' Diese Worte hat Christus nicht aufgehoben, sondern er will sie uns helfen erfüllen. Gott kann heut nicht ja sagen und morgen nein, sondern er ist unwandelbar in seinem Worte."

Münzer beachtete nicht, wie Zeys ihm versteckte Zeichen gab, er möge doch um Gottes willen aufhören. Der Prediger sah, wie der Herzog seine Augenbrauen hochzog und hinüberblickte zu dem Kanzler Brück. Es hat ihn bewegt, hastete es durch Münzers Gedanken. Endlich hat es ihn getroffen. Und er soll noch mehr bewegt werden! Frei sprach er jetzt, sah den Herzog unverwandt an.

„Die Auserwählten (die ins gelobte Land wollten) haben das Land nicht durch das Schwert* gewonnen, sondern durch die Kraft Gottes. Aber das Schwert war das Mittel, wie uns Essen und Trinken ein Mittel ist zu leben. Und so ist auch das Schwert nötig, die Gottlosen zu vertilgen. Damit das aber redlich und füglich geschehe, sollen das unseren teuren Väter, die Fürsten, tun, die Christum mit uns bekennen. Wenn sie das aber nicht tun, so wird ihnen das Schwert genommen werden. Und wenn sie das Widerspiel treiben, erwürge man sie ohne alle Gnade. Anders kann die christliche Kirche zu ihrem Ursprung nicht wieder kommen. Man muß das Unkraut ausraufen aus dem Weingarten Gottes in der Zeit der Ernte. Dann wird der schöne rote Weizen beständige Wurzeln gewinnen und recht aufgehen. Die Engel aber, die ihre Sicheln dazu schärfen, sind die ernsten Knechte Gottes, die den Eifer göttlicher Weisheit vollführen."

Der Herzog wich Münzers Blick aus. Münzer steigerte sich zu hinreißender Beredtsamkeit:

„Nebukadnezar vernahm aus den Worten Daniels die göttliche Weisheit. Und er fiel nieder vor ihm. Die Wahrheit hatte ihn überwunden. Aber er ward bewegt wie ein unbeständiges Rohr im Winde. Und wenn Gott solche haltlosen Leute will auf das Feuer der Bewährung setzen, ach, da ärgern diese Menschen sich am allergeringsten Wörtlein. Ärgern sich darum, daß ich mit Christo und mit der Anweisung des ganzen göttlichen Gesetzes sage: man soll die gottlosen Regenten, sonderlich Pfaffen und Mönche töten, die uns das heilige Evangelium Ketzerei schelten und die gleichwohl doch die besten Christen sein wollen!"

Und der Prediger sah, wie der Herzog sein Gesicht hinter beiden Händen vergrub. Da sagte er noch einmal in seinen Schlußworten, warum er gerade diese Begebenheit um Daniel für seine Predigt vor den Fürsten gewählt hatte. Er sagte ihnen diesen kühnen Gedanken: „Drum, daß die Wahrheit möchte recht an den Tag gebracht werden, da müßt ihr Regenten — Gotte gebe, ihr tut's gerne oder nicht — euch halten nach dem Beschluß dieses Kapitels, daß der Nebukadnezar den heiligen Daniel hat gesetzt zum Amtmann, auf daß er möge gute, rechte Urteil vollführen. Denn die Gottlosen haben kein Recht zu leben. Nur was ihnen die Auserwählten gönnen wollen, soll ihnen verbleiben. Freuet euch, ihr rechten Freunde Gottes, daß den Feinden des Kreuzes das Herz in die Hosen gerutscht ist! Und gerade weil sie nicht wollen, müssen sie recht tun, obwohl sie es keinmal geträumt haben!"

Herzog Johann ging aus der Kapelle, ohne dem Prediger ein Wort zu sagen. Getreulich hinter ihm her lief sein Sohn. Nun, da er aus dem Banne der mächtigen Stimme war, wagte er nicht, Beifall zu äußern. Kanzler

Brück hielt es für seine Pflicht, dem Herzog auf dem Fuß zu folgen.

„Na, ja“, sagte er zu Münzer, als er an ihm vorüberging, „na, ja, so habe ich es mir gedacht. Genau so.“

Auch Dr. von Grefendorf ging wie der Herzog schweigend hinaus. Zeys zuckte verlegen mit den Schultern, da er sich mit Münzer allein sah.

„Warum habt Ihr Euch so unvorsichtig benommen? Wie konntet Ihr Euch derartig hinreißen lassen? Ich habe Euch gewarnt.“

Sehr nüchtern antwortete ihm Thomas, alle Hochstimmung war gewichen und hatte einer großen Enttäuschung Platz gemacht.

„Es war der falsche Weg. Ich habe geglaubt, man könnte es *mit* den Herren versuchen. Nun weiß ich — es geht nicht an.“

Der Schösser schaute offenen Mundes auf ihn.

„Was soll das heißen, Magister?“

„Es gibt den anderen Weg, Bruder Zeys!“

Thomas ging in sein Haus am Wiprechtsturm und richtete die „Auslegung des anderen Unterschieds Daniels des Propheten, gepredigt auf dem Schloß zu Allstedt vor den tätigen, teuren Herzogen und Vorstehern zu Sachsen“ ein, daß er sie dem Drucker geben könne. Und eine neue Schrift begann der arbeitsame Mann zu entwerfen. Er nannte sie „Ausgedrückte Entblößung des falschen Glaubens der ungetreuen Welt durchs Gezeugnis des Evangelions Lucae, vorgetragen der elenden, erbärmlichen Christenheit zur Erinnerung ihres Irrsals“.

Jetzt erst äußerte sich Herzog Johann zu der Predigt. Er gab den Befehl, den Drucker aus dem Land zu jagen.

Einige Zeit später strömten flüchtende Menschen nach Allstedt. Sie suchten Zuflucht in der Stadt „ihres Predigers". Bauern waren es vor allem aus dem nahegelegenen Dorfe Schönwerda, dem Ritter Friedrich von Witzleben zugehörig. Witzleben, ein Lehnsmann Herzog Georgs von Sachsen, hatte mit eigener Hand ein Strafgericht über sein Dorf verhängt, weil die Leute das Verbot des Herzogs nicht beachtet hatten und zu Münzers Predigten gegangen waren. Der Ritter war mit seinen Knechten und mit „großem Geschütz" in das Dorf geritten und hatte drauflos geschlagen, wen er nur treffen konnte.

Der für Schönwerda zuständige Amtmann von Sangerhausen wandte sich an den Schösser Zeys: Die geflüchteten Menschen sollen zurückgeschickt werden!

Münzer sah den Schösser zögern und zaudern. Er wußte, wie der Mann versuchen würde, beides zu gleicher Zeit zu tun: vor den Herren kriechen und das Volk nicht noch mehr aufbringen. Das eine fürchtete der Schösser genauso wie das andere. Münzer kannte aber auch seinen Einfluß auf diesen Mann; und er schrieb ihm:

„Und wenn ihr Amtleute in allen Pflegen das nicht anklagen werdet, daß euer Nachbar zu Schönwerda zum erstenmal den gemeinen Frieden aufgegeben hat und ein Räuber an seinen eigenen Untersassen geworden ist, so werdet ihr in kurzer Zeit wohl sehen, wie es euch gehen wird. Die Flüchtigen werden alle Tage kommen. Sollen wir uns mit dem Geschrei der armen Leute den Tyrannen zu Freunden machen? Ihr müßt euch nicht mehr nach dem Gebrauch halten, anderen Amtmännern zu willfahren. Denn es ist klar am Tage, daß sie den Christenglauben ganz und gar nicht halten. Da hat ihre

Gewalt auch ein Ende. Sie wird in kurzer Zeit dem gemeinen Volk gegeben werden. Ich rate Euch, an die Fürsten selber zu schreiben von dem Erzräuber Friedrich von Witzleben, daß er den gemeinen Frieden aufgehoben hat. Wenn er nicht darum von anderen Herren gestraft wird, so wird der gemeine Frieden auch untergehen. Denn es wird nun fortan kein Volk seinem eigenen Herrn glauben. Noch bespottet das die unsinnige Welt, sie meint, es sei noch das alte Leben, sie geht immer in ihrem Traum dahin, bis ihr das Wasser überm Kopf zusammenschlägt."

Noch einmal richtete sich Zeys nach ihm. Aber er schickte ein dringliches Schreiben an den Herzog Johann in Weimar, bat darin, Münzer solle verhört werden.

Zehn Tage später, am 1. August 1524, machte sich Münzer auf den Weg nach Weimar. Er sollte sich vor dem Herzog Johann verteidigen. Der Verdacht hieß: Der Prediger stachelt die Untertanen zum Aufruhr gegen die Obrigkeit an. Mit Münzer gingen der Schultheiß Nickel Rugkert, die Ratsherren Hans Bosse und Hans Reychard.

Da standen sie nun im Schloß zu Weimar vor den Anklägern, dem Herzog Johann, dem Kanzler Brück und drei gut lutherischen Professoren.

Thomas war guten Muts. Die drei Männer, die mit ihm gekommen waren, gehörten in das „Verbündnis", sie hatten der allgemeinen Sache zugeschworen. Und vor allem Nickel Rugkert wußte viele seiner geheimen Gedanken, er kannte seine Verbindungen mit den Bergknappen und Bauern. Thomas vertraute ihm besonders. Er war seiner Sache gewiß. Diese Männer hatten für ihn gezeugt bei dem Vorgang um Mallerbach. Sie hatten es begrüßt, daß er die Predigt über das zweite Kapitel

im Daniel, wie er sie vor den Fürsten gehalten, in Allstedt hatte drucken lassen. Sie waren bei dem Streit mit dem Ritter Witzleben nicht auf die Seite der Herren getreten. Und sie würden auch heute neben ihm stehen. Münzer glaubte an ihren guten Willen.

Er schaute in die Gesichter der drei Männer, mit denen er den Weg nach Weimar genommen hatte, und er las jetzt angesichts der Regenten Angst in ihren Augen. Als er das sah, wußte er, daß niemand neben ihm war. Er stand allein. — Und er hörte Nickel Rugkert auf die scharfen Fragen des Kanzlers Brück antworten:

„Oh, liebe Herren, ich bin nur ein armer, unverständiger Mensch . . .“

„Wir auch“, sagten die beiden Hänse, die Ratsherren.

„Und — sehr liebe Herren — das Verbündnis — weiß Gott — ich bin — gezwungen worden, einzutreten — der Prediger — hat mich verführt!“

„Uns auch!“ sagten die beiden Hänse.

„Bitte, ihr meine lieben Herren, ich will euch alles bekennen, was ich vom „christlichen Verbündnis“ weiß: der Zehnte soll der Geistlichkeit verweigert werden. Und die Mönche und Nonnen sollen aus ihren Anwesen vertrieben werden. — Und auch das — ja — die weltlichen Herren sollen — oh, es fällt mir schwer, das zu sagen — sie sollen — vom Stuhl gestoßen werden, auf daß — Gott vergebe mir, daß ich das ausspreche — auf daß die gemeinen Leute, pfui Teufel!, darauf Platz nehmen. — Ich bereue — sehr bereue ich — und von ganzem Herzen, wenn wir euch bekümmert haben, liebe Herren!“

„Wir bereuen auch!“ sagten die beiden Hänse. Und im Angesicht des Predigers sprach Nickel Rugkert, der

Mann, dem sein Vertrauen gehört hatte: „Die Lehre Münzers ist vom Satan! Das habe ich jetzt erkannt!"

„Wir auch!" beteuerten die beiden Hänse. Und sie fielen vor dem Herzog nieder. Sie knieten. Alle drei. Sie flehten: „Gnade! Gnade!"

Sie beten einen elenden Menschen an! fuhr es Münzer durch den Sinn. Grauen packte ihn, daß alles Blut aus seinem Gesicht wich. Er erinnerte sich an die Worte des Propheten Jesaia: „Ich habe Kinder aufgezogen und erhöhet, und sie sind von mir abgefallen. Ein Ochse kennet seinen Herrn und ein Esel die Krippe seines Herrn . . ., und mein Volk vernimmt es nicht." Wie hoch und wie weit hat der Prophet die Ochsen und die Esel den halsstarrigen Menschen vorgesetzt, dachte Münzer.

Gefaßt und mit Ruhe beantwortete er die Fragen der Professoren. Und wie geschickt sie es auch anstellen mochten, sie bekamen ihn nicht zu fassen, denn besser als sie alle drei verstand Thomas, sich auf die Heilige Schrift zu berufen. Und er erwies es vor diesen klugen Herren: Der Geist war dem Buchstabenwissen hoch überlegen.

Der Herzog war über seine Wittenberger Professoren sehr enttäuscht. Sie hatten es nicht fertiggebracht, den Prediger zu einem Geständnis zu bringen. Als ihn der Kanzler Brück leise fragte: „Was soll mit den Ratsherren und dem Schultheißen geschehen?" antwortete der Herzog: „Weg, weg, will sie nie wieder sehen. Sollen gehen!"

„Und Münzer?" fragte Brück.

„Will mich mit meinem Bruder, dem Kurfürsten, beraten. Der Mann soll solange Frieden halten. Soll nichts drucken lassen ohne meine Genehmigung. Soll anständig predigen. Soll jetzt gehen!"

Noch bleich von der unermeßlichen Enttäuschung um seine Begleiter, denen er vertraut hatte, schritt Thomas die Stufen vorm Schlosse hinab. Draußen warteten die Stallknechte des Herzogs auf ihn. Sie sahen das Entsetzen in seinen Augen. Sie schrien auf ihn ein. Sie verhöhnten ihn. „He, wo ist denn nun dein Geist und dein Gott?“ Und sie warfen mit Steinen nach ihm.

Der Allstedter Rat empfing den Prediger sehr zurückhaltend. Der Schösser ließ ihn wissen, daß er auch für die Texte seiner Predigten um Genehmigung nachsuchen müsse.

Da schloß sich Thomas in seine Studierstube ein, nahm die Feder und schrieb dem Kurfürsten. Er hatte nicht vergessen, was er einmal in Prag dem Mark Stübner gesagt: „Ich muß die Herren so lange im Guten versuchen, wie Gott es zuläßt.“

„Darum bitte ich treulich, Euer Gnaden wollen mir nicht wehren oder verbieten, der armen Christenheit zu Frommen zu predigen und zu schreiben. Ich predige einen Christenglauben, der mit dem Luthers nicht übereinstimmt. Ich predige einen solchen Christenglauben, der da in allen Herzen der Auserwählten auf Erden gleichförmig ist. Und wäre ein geborener Türk da, so hat der doch auch den Anfang desselben Glaubens. Darum, wenn ich vor der Christenheit verhört werden sollte, so müßte man entbieten, kund tun und zuschreiben allen Nationen der Menschen, die im Glauben unüberwindliche Erduldung erlitten haben. Wenn aber Euer Gnaden dieses mein Anerbieten nicht annehmen würden, so habt Ihr zu bedenken die Scheu und Verzagung des gemeinen Volkes gegen Euch und die anderen! Thomas Münzer, ein ernster Knecht Gottes.“

Höflich, aber auch klar und entschieden war sein Brief. Und was er meinte mit der „Scheu und Verzagung des gemeinen Volks“, das würde sich der Kurfürst in Wittenberg nicht erst von einem Professor verdeutlichen lassen müssen. Und Münzer wartete auf eine Antwort. Aber der Kurfürst schwieg.

Es erging jedoch an Münzer der Befehl, sich am 11. August erneut auf dem Schloß zu Weimar einzufinden.

Ottilie war aufs höchste beunruhigt.

„Geh nicht nach Weimar, Thomas, geh nicht!“

Thomas saß in seiner Studierstube. Gegen seine Gewohnheit hatte er sich kein Schreibgerät und auch kein Buch zurechtgelegt. Er wollte mit sich selbst Klarheit. Nun war Ottilie in sein Nachdenken eingedrungen.

„Wenn ich nicht nach Weimar gehe“, sagte er langsam und sachlich, „wird man mich holen, mit Gewalt, wenn's sein muß.“

Ottilie schaute ihn lange an.

„Dann wirst du dein Verbündnis aufbieten“, meinte sie leise. „Die Menschen lieben dich doch. Denk an die Bergknappen — sie würden ihr Leben für ihren Prediger drangeben.“

„Das sollen sie nicht!“ entgegnete Münzer hart. „Das Verbündnis ist nicht gemacht, den Thomas Münzer zu schützen.“

„Aber sie stehen doch hinter dir — deine ganze Gemeinde!“

„Nein, Ottilie, das ist nicht der Weg.“ Und sehr langsam, nach tiefem Nachdenken, redete er weiter. „Wenn wir hier Aufruhr anfangen, haben wir das Ganze verloren — Allstedt ist nicht das Ganze.“

„Du willst fort?“

„Du sagst es."
„Thomas!"
Münzer schwieg.
„Weißt du noch", begann Ottilie wieder, „damals sagte ich dir, nun bist du zu Hause. Bei mir. — Jetzt gehst du weg — du wirst nirgendwo zu Hause sein ..."
Ottilie schlug beide Hände vor ihr Gesicht, die Tränen zu verbergen.
„Ich sehe eine Straße, eine endlose, graue Landstraße — und da gehst du ganz allein — ich sehe Städte am Wege und Dörfer — und mitten unter den Menschen bist du allein ..."
„Ich gehe zu Brüdern!"
„Und ich höre dich sprechen — und sie verstehen dich nicht — sie wollen nicht — und sie können nicht — und du weißt nicht, wohin — es wird niemand da sein, der dir Essen gibt, niemand, der dir Obdach bietet, niemand, niemand wird da sein — — bleib bei mir, Thomas! Ich habe Angst!"
„Lieb Kind, ich bin ja nicht weg. Ich bin immer da!"
Ottilie nahm die Hände vom Gesicht. In ihren Augen stand das Wissen darum, wie schwer es werden wird. Aber sie versuchte zu lächeln. Sie wollte nicht haben, daß Thomas als Letztes von ihr Angst und Tränen sehe.
„Ja", sagte sie, „du wirst immer da sein."
Und dann ging sie, Münzers Sachen zu packen. Und sie vergaß nicht, obenauf in den Mantelsack die handgeschriebenen Seiten der neuen Schrift „Ausgedrückte Entblößung des falschen Glaubens" zu legen.
Es wurde Nacht, und der „willige Botenläufer Gottes" wanderte wieder seinen Weg. Er ging die Straße nach Mühlhausen. Unsagbaren Kummer trug er um sein Weib und sein Kind. Er mußte sie allein lassen, da er

sie nicht ins Ungewisse führen durfte. Zweifel schlug ihn auf diesem Gang in der Nacht. War es richtig gewesen, von den Freunden in Allstedt, den Bergknappen und den Bauern zu gehen? Wer wird nun vor ihnen predigen? Wer wird sie lehren, ihr Recht gegen die Herren zu wahren?

Und er setzte einen Fuß vor den anderen. Ging weiter. Voran.

Da geschah es. Schmerzhaft und beglückend zugleich erfuhr es Thomas: Ein Mensch war bei jedem Schritt zugegen. Ottilie. Und er wußte, von nun an wird dieser Mensch neben ihm sein, wohin auch immer er geraten würde. Und der Zweifel wich.

Der Graf zu Heldrungen ließ den Mann unter der Erde jetzt in Ruhe. Er wollte kein neues Verhör. Er setzte auf die Entscheidung um Mühlhausen. Dann, nach dem Fall dieser Stadt, würde man Münzer aufs neue befragen. Und es müßte doch mit dem Teufel zugehen, sollte er nicht widerrufen nach diesem Schlag gegen „seine Stadt", in der er „rex et imperator" gewesen, wie Luther es gesagt hatte. Dann würde er, Ernst von Mansfeld, den Menschen sagen: Seht mich an, ich habe ihn nicht umgebracht, ich habe ihm Zeit gegeben, sich zu besinnen. Und er würde in die Geschichte eingehen als ein hochherziger Mensch.

Und hier unter der Erde hielt Münzer Gericht mit sich selber. Antworte, warum bist du von Allstedt nach Mühlhausen gegangen?

Dort war der Mann Heinrich Pfeiffer. Dort, in der Freien Reichsstadt, war Freiheit für das Wort zu erhoffen. Dort hatten die Leineweber und armen Leute im Jahre 1523 sich zusammengetan gegen die Reichen, die im Rate saßen. Der Prediger Pfeiffer, ehemaliger Mönch, hatte die rechtlosen Armen wachgerufen. Allerdings hatte der Aufstand nicht einen von ihnen in den Stadtrat gebracht, aber sie hatten dort begonnen, ihre eigene Kraft zu erkennen.

Münzer war begierig, den Mann Pfeiffer zu sehen und zu sprechen.

In seiner weltoffenen, heiteren Art trat Pfeiffer auf Münzer zu, lachte. „Sieh an, Bruder Thomas, da hast du

ja einen lieblichen Vorsänger!“ Und er zeigte ihm die Abschrift eines Briefes von Luther an den Bürgermeister von Mühlhausen, den Rat der Stadt und die ganze Gemeinde. Münzer las:

„Es haben mich gute Freunde gebeten, nachdem es bekannt geworden ist, wie sich einer, genannt Magister Thomas Münzer, zu Euch in Eure Stadt zu begeben willens sei, Euch vor seiner Lehre treulich zu warnen. Darum bitte ich Euch, seht Euch vor vor diesem falschen Geist und Propheten, der in Schafskleidern dahergeht und ist inwendig ein reißender Wolf. Denn er hat an vielen Orten, besonders in Zwickau und jetzt zu Allstedt, wohl bewiesen, was er für ein Baum ist, weil er keine andere Frucht trägt, denn Mord und Aufruhr und Blutvergießen anzurichten. Dazu hat er in Allstedt öffentlich gepredigt, geschrieben und gesungen.“

Münzer lachte nicht. Sehr ernst blickte er auf den Prediger Pfeiffer. „Ich habe noch immer in einem ganz verborgenen Winkel meines Herzens geglaubt, der Luther besänne sich auf sich selbst — und achtete die armen Leute höher als die Fürsten.“

„Und das glaubst du jetzt nicht mehr?“

„Nein, Heinrich, jetzt kann ich das nicht mehr.“

Schweigend las er noch einmal den Brief.

„Schreiben — schreiben sollte man, den Menschen sagen: wir sind weiter, sich verteidigen vor böswilligen Anschuldigungen, den wirklichen Baum zeigen, der ganz andere Früchte tragen will als solche, wie sie Luther hier beschrieben hat. Er will als Frucht tragen ein gerechtes Leben auch für die Armseligen. Das ist die Frucht, die wächst — und keine andere!“

Pfeiffer wollte den wegmüden Mann zunächst in seiner Behausung behalten. Hilfsbereit öffnete er ihm

den Mantelsack, dabei gerieten ihm die handgeschriebenen Blätter, die Frau Ottilie obenauf gelegt hatte, in die Finger. Heinrich sah auf das Titelblatt, las laut die Worte unter der Überschrift:

„Lieben Gesellen, laßt uns auch das Loch weiter machen, auf daß alle Welt sehen und begreifen möge, wer unsere großen Hansen sind, die Gott lästerlich zum gemalten Männlein gemacht haben. Jere. am 23. Kap. Thomas Münzer mit dem Hammer."

Pfeiffer atmete schnell, sah mit großen Augen auf Münzer.

„So steht's geschrieben Jeremiae 23: ‚Ist mein Wort nicht wie ein Feuer, spricht der Herr, und wie ein Hammer, der Felsen zerschmeißt!'" Pfeiffer breitete die Arme weit aus. „Das drucken wir hier! Wir beiden müssen zusammengehen, Thomas! Du gehörst zu uns!"

„Es müssen alle zusammengehen, die elend sind und betrogen werden", entgegnete Münzer einfach.

Pfeiffer ließ die Arme sinken.

„Alle? Das ist sehr viel. Ich denke nicht an alle. Ich denke an die Armen in Mühlhausen. Und das sind sehr viele." Er griff wieder nach Münzers Schrift, las:

„Unsere Gelehrten wollten gern das Gezeugnis des Geists Jesu auf die Hohe Schule bringen. Es wird ihnen gar weit fehlschlagen, nachdem sie nicht darum gelehrt sind, daß der gemeine Mann ihnen durch ihre Lehre sollt gleich werden, sondern sie wollen allein den Glauben beurteilen mit ihrer gestohlenen Schrift, so sie doch ganz und gar keinen Glauben weder bei Gott noch vor den Menschen haben. Denn es sieht und begreift ein jeder, daß sie nach Ehren und Gütern streben. Derhalben mußt du gemeiner Mann selber gelehret werden, auf daß du nicht länger verführt werdest."

Und auch hier in Mühlhausen kam wieder der Tag, an dem Münzer den Staub der Stadt von seinen Schuhen wischen mußte. Die Reichen im Rate der Stadt gebrauchten ihre Macht, dem Prediger aus Allstedt ein Wirken unmöglich zu machen. Luther hatte ihnen nicht umsonst geschrieben.

Ruhig und gefaßt sprach Thomas mit Pfeiffer.

„Siehe, so treiben die Gottlosen mich von Ort zu Ort. Und ich finde keine Stätte des Bleibens. Es wenden sich die Mächtigen und die Reichen gegen mich, denn ich verachte ihre Tische und ihre Speisen. Ich bin bei den Armen und bei denen, die hart arbeiten. Wo aber hat der Arme ein Haus? Und solange der Arme ohne Obdach ist, gibt es auch für mich keine Behausung. Es bleibt auf mir, das Wort, daß ich ein williger Botenläufer Gottes bin. Ja, Heinrich, ich bin willig zu wandern, weil ich weiß, daß ich mit jedem Schritt an dem Haus für den gemeinen Mann baue.“

Gemeinsam mit Pfeiffer nahm er seinen Weg, weiter, voran nach Nürnberg, der Freien Reichsstadt. Der Stadt, in der zu dieser Zeit Dürer lebte und schaffte.

Und wo immer der Prediger Münzer hinkam, scharten sich Menschen um ihn, ihn zu hören und seine Worte weiter unter die Leute zu tragen. Es waren so kühne Männer unter ihnen wie die drei Schüler Dürers, der Hans Pencz, der Georg Barthel Sebald und der Hans Sebald, die auch im Verhör ihren Meister nicht verrieten, anders als damals in Weimar auf dem Schlosse der „Erzjudas Ischarioth“, der Schultheiß Nickel Rugkert aus Allstedt.

Hier in Nürnberg, wo die ehrbaren Patrizier und der lutherische Prediger Osiander das Gut der Bürger und ihren Geist verwalteten, da brannte es unter der mit

soviel Mühe glattgestrichenen Oberfläche. Die Bauern sagten dem Stadtrat den Gehorsam in der Ablieferung des Zehnten auf. In ihrem Streit um ihr Recht traten die kleinen Handwerker, die Tagelöhner und verarmten Gesellen der Stadt zu ihnen.

Und diese Menschen gingen heimlich zu dem ruhelosen Prediger Münzer ohne Kanzel, und er gab ihnen mit seinen Worten Rat und Hilfe und Mut.

Jetzt auch fand Münzer Zeit, eine Schrift für den Druck einzurichten, die er schon in Allstedt entworfen und dann in Mühlhausen weitergeführt hatte. Die Antwort auf den im Druck verbreiteten Brief Luthers „an die Fürsten von Sachsen von dem aufrührerischen Geist“. Alle seine Anschuldigungen gegen Münzer hatte Luther in diesem Brief ausgespielt, angefangen von dem Vorwurf: „Du hast keine andere Frucht, denn aufrührerisch sein“ bis zu dem Beschimpfen: „Du bist ein Satan und dazu ein schlechter Satan“. Es war dieses Schreiben gewidmet „den Durchlauchtigsten Hochgeborenen Fürsten und Herren, Herrn Friedrich, des Römischen Reichs Kurfürst, und Johanns, Herzogen zu Sachsen, Landgrafen in Thüringen, und Markgrafen zu Meißen, meinen gnädigsten Herren“.

Münzer dachte lange darüber nach: Wem sollte er seine Schrift, in der er sich selbst verteidigte, zueignen? Dem hergebrachten Brauche nach widmete ein Autor sein Buch gern einem Menschen, dem er sich verpflichtet und verbunden fühlte. Wo war der Mensch, dem sich Münzer verpflichtet und verbunden fühlen konnte? Wen sollte er einsetzen gegen die achtunggebietende Reihe der Herren, die Luther angeführt hatte?

Einen Menschen, einen einzigen Menschen wußte Thomas.

Und er schrieb die Zueignung: „Dem durchlauchtigsten Erstgeborenen Fürsten und Allmächtigen Herren Jesu Christo, dem gütigen König aller Könige, dem tapferen Herzogen aller Gläubigen, meinem gnädigsten Herrn und getreuen Beschirmer und seiner betrübten einzigen Braut, der armen Christenheit."

Und er nannte seine Schrift: „Hochverursachte Schutzrede und Antwort wider das geistlose, sanftlebende Fleisch zu Wittenberg, welches mit verkehrter Weise durch den Diebstahl der Heiligen Schrift die erbärmliche Christenheit also ganz jämmerlich besudelt."

Sein ganzes Leben schloß Münzer in diese Schrift ein. Und in den Zeilen stand die große, bittere Enttäuschung um den für die Sache der Armen verlorenen Luther. Noch einmal legte er in klaren Worten dar, warum er in seiner Predigt vor den Fürsten in Allstedt „ihnen das Schwert aus der Schrift gezeigt" habe: Es soll die schlagen, „die wider die gesunde Lehre fechten und streben" — auch wenn es Herren sind. „Die Übertretung muß gestraft werden." Und weiter schrieb Münzer: „Gleichwohl kommt der Vater Leisetritt, ach, der kirre Geselle (Luther), und sagt, ich wolle Aufruhr machen. Eins sagt er, und das Allerbescheidenste verschweigt er, wie ich ganz klar vor den Fürsten ausbreitete, daß eine ganze Gemeinde Gewalt des Schwertes haben muß, daß die Fürsten keine Herren, sondern Diener des Schwertes sein müssen. Sie sollten's nicht machen, wie es ihnen wohlgefällt. Sie sollen recht tun. Darum muß auch aus altem, gutem Brauch das Volk daneben sein, wenn einer recht gerichtet wird nach dem Gesetz Gottes. Ei, warum? Wenn die Obrigkeit das Urteil wollte verkehren, so sollen die umstehenden Christen

das verneinen und nicht leiden, denn Gott will Rechenschaft haben vom unschuldigen Blut. Es ist der allergrößte Greuel auf Erden, daß niemand der Dürftigen Not sich annehmen will; die Großen machen's, wie sie wollen. Sieh zu, die Grundsuppe des Wuchers, der Dieberei und Räuberei sind unsere Herren und Fürsten, sie nehmen alle Kreaturen zum Eigentum. Die Fische im Wasser, die Vögel in der Luft, das Gewächs auf Erden muß alles ihnen sein. Darüber lassen sie dann Gottes Gebot unter die Armen ausgehen und sprechen: ‚Gott hat geboten, du sollst nicht stehlen'; dient ihnen aber nicht, wenn sie alle Menschen, den armen Ackersmann, den Handwerksmann und alles, was da lebet, schinden und schaben. Wenn der arme Mann sich dann am Allergeringsten vergreift, so muß er hängen. Dazu sagt dann der Dokter Lügner Amen. Die Herren machen das selber, daß ihnen der arme Mann feind wird. Die Ursache des Aufruhrs wollen sie nicht wegtun. Wie kann es die Länge gut werden? So ich das sage, muß ich aufrührerisch sein, wohlan!"

Und dann kam der Tag, an dem Pfeiffer in den Raum ihrer gemeinsamen Unterkunft stürzte.

„Thomas! Jetzt ist alles verloren!"

„Du meinst, die Herren haben wieder einmal etwas verboten?"

„Du weißt ...?"

„Es mußte so kommen, denn die Herren zu Nürnberg sind auch nicht besser und anders als die zu Mühlhausen oder Allstedt, Zwickau oder Prag."

„Woher nimmst du die ruhige Sicherheit, Thomas? Sie haben deine „Hochverursachte Schutzrede" genommen und verboten. Sie haben die Druckergesellen gegriffen und in den Turm gesetzt. Sie haben jedermann den



Bauern entrichten ihren Zehnten.
(Nach einem mittelalterlichen Holzschnitt)

Besitz auch nur einer deiner Schriften untersagt. Man will wissen, daß die Richter bei Zuwiderhandlung nicht davor zurückschrecken, am Leben zu strafen!"

„Und darum soll alles verloren sein?"

„Wenn sie dich greifen, dann ist es wohl aus!"

„Mein Weg ist noch nicht ausgemessen, Bruder Heinrich. Ich kann nicht umkommen, bevor ich ihn nicht voll ausgeschritten habe."

„Wo willst du hin, Thomas?"

Münzer antwortete nicht.

Noch einmal fragte Pfeiffer drängend:

„Wo willst du hin? Ich gehe zurück nach Mühlhausen. Dort werde ich weiterwirken, was ich angefangen habe! Komm mit, Thomas!"

„Ich kann nicht, Heinrich."

„Ist dir wohl zu eng, was?"

„Keinen Spott jetzt. Ich gehe dahin, wo sie mich brauchen."

„Herrgott, wenn du es so meinst, dann müßtest du überall sein."

„Nein, Pfeiffer, ich bin nicht überall. Ich bin immer nur an einer Stelle. Bei den Bauern. Dort wirst du mich immer finden."

Grüße an Ottilie trug Münzer dem Mann auf, mit dem er zum zweiten Male aus einer Stadt fliehen mußte.

„Sage ihr, ich komme bald!"

Unterwegs schrieb er auf einen Zettel:

„Ich wollt wohl ein fein Spiel mit denen von Nürnberg angerichtet haben, wenn ich Lust hätte, Aufruhr zu machen, wie mir die lügenhafte Welt schuld gibt. Aber ich will alle meine Widersacher wohl mit Worten so feig machen, daß sie es nicht werden verleugnen. Viele vom Nürnberger Volk rieten mir zu predigen, da antwortete ich, ich wäre deshalb nicht hingekommen, sondern mich durch den Druck zu verantworten. Da das die Herren erfuhren, klangen ihnen die Ohren, denn gute Tage tun ihnen wohl. Der Handwerksleute Schweiß schmeckt ihnen süß, süß, gedeihet aber zur bitteren Galle. Es wird da kein Bedenken oder Spiegelfechten geben, die Wahrheit muß hervor!"

Winter 1524. Münzer nahm seinen Weg durch Schwaben. Weiter. Im Dorfe Grießen im Klettgau blieb er eine Zeitlang. Und wer Kummer trug und nicht aus noch ein wußte, wer einen Rat brauchte, der ging hin in die Hütte des Bauern Gugelhans am Rande des Dorfes, der sprach mit Münzer. Und es kamen viele Bauern, alte und junge, aufgebrachte und ängstliche, zögernde und aufbrausende. In Grießen schlug für eine Weile das Herz des Aufstands gegen die Knechtschaft. Von hier aus liefen Sendboten Münzers in alle Windrichtungen. Sie trugen unter ihren Röcken seine Flugschriften. Heimlich und mit dem Wissen, daß Verrat um sie war und daß die Hände der Herren sie jederzeit greifen könnten, verrichteten sie mit unendlicher Hingabe, mit schlauer List und mit sehr viel Geduld ihre Arbeit: überall im Lande die Bauern wachzurütteln, ihnen zu sagen, sie sollten über ihrem kleinen Kummer achthaben auf das Große, das Ganze.

Und wo Bauern aufstanden gegen die Ungerechtigkeit der Herren, war das Wort Münzers bei ihnen.

Eines Tages kam ein alter Bauer zu Thomas in die Hütte, wie er über einer Flugschrift an die Brüder im Allgäuischen saß. Bescheiden blieb der Bauer auf der Schwelle stehen. Er wollte gern sprechen. Aber er wußte nicht, ob er das Wort an den Prediger richten durfte, während der schrieb.

Münzer spürte, daß der Mann ihn besonders dringlich brauchte. Er legte die Feder hin. Nichts anderes bewegte ihn jetzt, als dieser eine Mensch. So war seine Art, sich

jedem, der an ihn herantrat, ausschließlich zu widmen, Jeder einzelne war ihm wichtig.

„Meister Thomas — ich bin der Älteste aus der Gemeinde. Ich habe drei Kinder im Dorfe und neunzehn Kindeskinder in aller Welt. Und deren Kinder kann ich nicht mehr zählen. Man nennt mich hier den verständigen Jörg. Sie meinen wohl, weil ich alt bin, da müßte ich auch Verstand haben. Aber ich weiß nicht mehr, wo hinaus alles gehen soll. Früher, da war mir alles hellicht klar, da nahm die Sonne ihren geraden Lauf, der Winter kam und ging, die Obrigkeit erhielt ihren gemessenen Teil von unserer Hände Arbeit, und alles hatte seine Ordnung. Jetzt ist nur noch Unordnung da."

Münzer unterbrach den Bauern nicht. Er wußte, wollte man einem Menschen helfen, mußte man ihm auch zuhören können.

„Jetzt verlangen die Herren mehr Korn von uns, mehr Äpfel, mehr Vieh. Jetzt dürfen wir nicht mehr an das Wild rühren, auch wenn es unsere Äcker verdirbt. Wir dürfen nicht mehr für uns fischen, nicht mehr für uns Holz schlagen. Und die Herren kennen keine Furcht vor Gott, daß sie uns so übel und ungerecht schinden. Ich glaube, sie kennen Gott selber nicht mehr." Hilflos zuckte der alte Jörg mit den Schultern. „Und was soll werden? Ich hab' nur noch ein Schaf im Stall. Das werden sie mir auch noch holen, weil ich den Zehnten nicht mehr zusammenbringen kann. — Und was dann? Betteln. — Und wo betteln? Wer hat denn was? Eben die Herren, die mir alles genommen haben!"

„Du sollst nicht betteln, Bauer!"

„Was dann —?"

„Dir nehmen, was dir rechtens gehört."

„Du predigst Raub?"

„Wenn du nicht weißt, was dir rechtens gehört, dann laß die Finger davon. Ich habe nie in meinem Leben für Räuber gepredigt und nie zum Raub aufgerufen. Jörg, weißt du, was die Ursache deines Unglücks ist?"

„Daß Gott uns verlassen hat!"

„Und wer ist dein Gott?"

„Ich weiß es nicht."

„Wenn du sagst, *dein* Gott, dann kann er dich nie verlassen, denn er wirkt in dir. Wie geschwind sind wir doch bei der Hand, in unserem Kummer die Schuld Gott hinzuschieben. Und wir vergessen in unserem Ärger und in der Angst unserer vermeintlichen Gottverlassenheit die Ursache unseres Unglücks. Wo die Regenten ungläubig sind, wird auch das Volk ungläubig. Also muß man die Regenten wegtun!"

„Das wird ein Zank ohne Ende werden."

„Nicht ohne Ende, Bauer. Am Ende wird sein ein friedliches Wirken aller, die guten Willens sind."

„Das Ende werden meine alten Augen nicht mehr sehen."

„Was fragst du danach, Jörg? Die aber nach dir kommen, die werden es sehen. Uns bleibt der Beginn überlassen."

„Und was ist der Beginn?"

„Kampf."

„Kampf bedeutet Tod."

„Ja, auch Tod. Aber der Tod ist nicht das Letzte."

„Und was ist das Letzte?"

„Dein Herz!"

Der Bauer schwieg.

„Dein Herzschlag wird noch spürbar sein, wenn dein Leib längst zerfallen ist. Dein Herz wird bei jedem

Schritt, den die Brüder vorwärts tun, mitschlagen. Dein Herzschlag wird jedes gute und jedes falsche Wort um unsere Sache begleiten. Dein Herz, Bauer, wird immer in der Welt sein, weil es für die göttliche Gerechtigkeit brennen wird.“

„Du meinst, ich werde kämpfen müssen?“

„Ja. So, wie es viele getan haben und wie es viele noch tun werden.“

„Meister Thomas, ich will dir sagen, warum ich noch herkam. Du sollst in allen Tagen unser Prediger sein. Bleibe bei uns. Heute, nachdem wir dich unter der großen Eiche haben predigen hören, hat es die ganze Gemeinde beschlossen!“

Doch er durfte nicht bleiben. Auch anderwärts brauchten die Brüder seinen Rat und seine Hilfe. Er gehörte allen.

Die Bauern aus der „evangelischen Bruderschaft am Wald“, wie sie den Schwarzwald nannten, hatten Münzer zu ihrer Beratung gerufen. Und er ging auch zu ihnen, so wie er im Klettgau gewesen war, im Hegau, im Elsaß, in Basel und Zürich und dort überall mit den gemeinen Leuten gesprochen hatte und ihnen aus den Evangelien angegeben, wie man herrschen soll.

Als er unter den Bauern vom Wald saß, sah er, daß es auch bei ihnen zuging wie allerorten. Die Bedenklichen hemmten die Entschlossenen. Und die Entschlossenen mußten den Bedenklichen nachgeben. Ach, wenn sie doch verstehen würden, daß bei einem Handel mit Fürsten und Herren nichts so tödlich sein kann wie Unentschlossenheit und Zögern. Mit all seiner Beredtsamkeit setzte er den Brüdern immer wieder auseinander: „Ihr habt alles Recht, wie es in den Evangelien geschrieben ist, auf eurer Seite. Ihr dürft nicht so zart

auftreten, wenn ihr nicht wollt, daß euch das Recht aus der Hand geschlagen wird."

„Dann wollen wir schriftlich aufsetzen, was wir begehren", sagte einer.

„Wir haben doch die zwölf Artikel, da drin stehen alle unsere Bitten an die Obrigkeit. Die Bitten, jagen, fischen, das Holz nutzen zu dürfen, Bitten um ein gerechtes Recht, Bitten um die Erlaubnis, unseren Prediger selbst wählen zu dürfen ...", meinte ein anderer.

„Bitten, sagt ihr? Ihr sollt nicht bitten. Ihr sollt fordern!"

Die Bauern umringten Münzer.

„So lehre uns, *wie* wir fordern sollen!"

„Ihr sollt sagen, daß der arme, gemeine Mann in den Städten und auf dem Lande die Beschwerden nicht länger ertragen will!"

„Ja, die Lasten, die sie uns aufbürden, sind gegen Gott und alle Gerechtigkeit!"

Münzer kam die Erinnerung an den alten Jörg in Grießen, und er sagte den Bauern aus dem Schwarzwald, was er vor seinem inneren Auge sah: „Wenn ihr noch lange Geduld mit den Herren habt, dann geratet ihr mit euren Kindern und Kindeskindern an den Bettelstab. Besinnt euch auf eure christliche Vereinigung und Brüderschaft. Fordert auf, die Menschen sollen beitreten!"

„Aber wir wollen sagen, daß wir kein Blutvergießen möchten!" warf ein Vorsichtiger ein.

Münzer schaute hin zu ihm, und er sah auch die anderen beifällig nicken. Ja, so war es. Die Bauern waren alle friedfertige Leute, bereit zu verhandeln. Aber es müßte ihnen immer wieder gesagt werden, daß sie nicht um jeden Preis verhandeln sollten. Und sie

müßten es begreifen, daß auch der Friedfertigste aus seiner Gelassenheit heraustreten muß, wenn das Unrecht unerträglich geworden ist. Sie müßten wissen, daß Friedfertigkeit dann Verrat sein kann. Und er sagte ihnen: „Wer sich nicht gutwillig in die Brüderschaft fügt, über den wird unser Bann verhängt. Der weltliche Bann!“

„Wir müssen ganz genau festlegen, was der Bann umschließt, daß sie nicht ein Löchlein finden, durch das sie schlüpfen und uns von hinten packen können.“

„Dann schreibt: Niemand aus der christlichen Gemeinschaft soll mit dem, über den der Bann verhängt ist, essen, trinken, baden, mahlen, backen, ackern, mähen, noch ihnen Speise, Trank, Fleisch, Korn, Salz, Holz oder anderes zuführen lassen oder gestatten; von ihnen weder etwas kaufen noch ihnen zu kaufen geben, sondern man lasse sie bleiben als abgeschnittene, abgestorbene Glieder. Ihnen sollen auch alle Märkte, Holz, Weide und Wasser abgeschlagen sein.“

Münzer las aus den Gesichtern der Brüder vom Wald Verstehen und Entschlossenheit. Mit diesen Männern müßte es doch gelingen, den einen Weg zu gehen: den Weg zum Reich der göttlichen Gerechtigkeit auf Erden! Und er redete weiter zu ihnen:

„Die Schlösser und Klöster sollen von Stund an in den Bann verkündet sein! Wir wissen, daß Verrat, Zwang und Verderbnis vor allem von dort ausgegangen sind!“

„Und wenn es in den Schlössern oder Klöstern Gutwillige gibt?“

Münzer bezweifelte nicht, daß es dort Gutwillige geben würde.

„Dann sollen sie in das Verbündnis aufgenommen werden!“

Die Bauern behielten seine Worte wohl im Gedächtnis. Und nach dem, was er ihnen gesagt hatte, setzten sie ihren „Artikelbrief“ auf. Zusammen mit den „Zwölf Artikeln“ hielten sie ihn den Herren als ihre Forderungen vor.

Und Münzer ging seinen Weg weiter. Und überall sah er, das Land war in Bewegung. Jetzt war die Zeit gekommen, daß er in Thüringen die Menschen wachrufen mußte. Wenn es gelingen würde, auch hier die armen Leute in Stadt und Land im großen Verbündnis gegen die Herren zusammenzuschließen, dann wäre das der Beginn der Zeit der Gerechtigkeit. Aber sie müßten gemeinsam aufstehen, im Süden und im Norden.

Und Thomas eilte zurück nach Thüringen, nach Mühlhausen. Pfeiffer war dort — und Ottilie. Es drängte ihn, den Menschen dort zu berichten, wie weit sie im Süden schon waren.

Als wären sie jetzt im Turm zugegen, so sah Münzer die Gesichter der Bauern vom Wald vor sich. Ehrliche Gesichter. Gesichter voll Zorn und voll Trauer. Entschlossene Gesichter, harte, zähe, unbeugsame.

Und das war ihr Verhängnis: zu ehrlich. Darum waren sie der hinterhältigen Tücke der Fürsten und Herren nicht gewachsen. Es ging einfach über ihr Fassungsvermögen hinaus, daß ein Mensch Ja sagen konnte und dabei Ja gar nicht meinte.

Von all dem, was in Mühlhausen gewesen, kam dem Mann unter der Erde im Turm zu Heldrungen ein Gespräch mit Ottilie am deutlichsten in der Erinnerung auf. Und auch den Tag wußte er genau. Es war der 27. April im Jahre 1525. Noch nicht ein Monat war verstrichen bis auf den Tag, da sie ihn hierhergebracht hatten.

„Du fragst nicht, ob ich dir all die Zeit über treu gewesen bin, Thomas?"

„Lieb Kind, schon der Gedanke eines Zweifels wäre Beleidigung. Was wäre dann erst die Frage selbst?"

„Aber du nimmst mir das Glück meiner Antwort. — Und warst du treu, Thomas?"

„Das tut weh, Ottilie, das ist Mißtrauen!"

„Verzeih, Thomas, ich wollte nur die Bestätigung hören, ob du mich noch liebhast."

„Ich werde nie aufhören, dich zu lieben. Das weißt du."

„Du bist so bedrückt, seit du zurück nach Mühlhausen kamst."

„Das scheint dir nur so."

„Nein, nein, Thomas. Ich kenne dich besser. Du bist voller Sorgen. Warum sprichst du nicht offen zu mir?"

Thomas schwieg.

„Warum hast du kein Vertrauen zu mir?"

„Rede nicht so, Kind, du weißt, es ist anders. Sieh, ich kam zurück vom Schwarzwald, kam aus dem Süden. Ich habe denen in Mühlhausen viele Dinge mitgebracht. Die Kunde von den Brüdern überm Main, wie sie

kämpfen. Und ich habe denen hier berichtet, daß da noch kein rechter Zusammenhang ist, jeder Haufe steht für sich allein, will nur seine Rechte kennen. Ich habe den Freunden hier gesagt, daß es gerade diese Uneinigkeit ist, auf die die Fürsten setzen. O, ich kenne die List der Herren, wie sie mit Betrügen und Treulosigkeit die Bauern übertölpeln. Aber nicht einmal in unserer Stadt, nicht einmal unter Freunden können wir einig bleiben."

„Ist denn aber nicht gerade hier in der Stadt schon viel erreicht? Den alten Rat habt ihr davongejagt. Neue Männer habt ihr eingesetzt —, zum ersten Male in der Geschichte der Stadt werden auch geringe Bürger vertreten."

„Ja — aber keine Bauern ..."

„Und doch, Thomas, du selbst mußt zugeben, diese neue Ordnung kommt schon der nahe, die du haben willst!"

„Nein, Ottilie, gib dich keinen Träumereien hin. Vergrab dich um Gottes willen nicht auch so wie der Pfeiffer nur in Mühlhäuser Dingen. Mühlhausen ist ein Sieg, verstehst du, ein einzelner Sieg. Aber die neue Ordnung muß anders sein — dann müssen auch die Bauern im Rat die Stimme haben. Wenn sie hier doch nur einsichtig wären und ihre Kräfte nicht vorzeitig zersplittern würden. Wir brauchen alle Kräfte zusammen — aber der Pfeiffer, der will verfrüht losschlagen, dahin und dorthin die Leute schicken. Weißt du, Ottilie, wenn es gelingt, daß die Brüder aus Franken und vom Süden sich mit uns vereinen, dann ..."

„Du sagst wenn?"

„Siehst du, Ottilie, früher, da nahm ich meinen Weg mit nachtwandlerischer Sicherheit. Ich wußte überall Menschen, auf die ich meinen Glauben setzen konnte."

„Und jetzt?"

„Jetzt sind Zweifel da."

„Du zweifelst an deinem Weg? Du meinst, es war ein Irrweg?"

„Nein, Ottilie, das ist es nicht. Ich zweifle daran, ob meine Kraft ausreichen wird, den Brüdern auch nur einen Bruchteil dessen zu sagen, was ich in meinem Inneren sehe und was sie wissen müssen. Die Menschen, auf die ich zähle, sind langsam im Geist. Und allzuoft ist ihre Angst, ist ihr Kleinmut stärker als ihre Vernunft. Weißt du, Ottilie, wenn einer sein ganzes Leben lang Knecht war, und der Vater war Knecht und der Großvater, dann ist es sehr schwer für ihn, auch nur seine Gedanken frei zu machen."

„Thomas, mit solchen Zweifeln vergehst du dich gegen Gott, der dich eingesetzt hat als Prediger der gemeinen Leute."

„Ja, dann sind wir immer in unserer Weisheit so weit angelangt: gegen Gott vergangen. Nein, Ottilie, da liegt es nicht. Wir selbst müssen wirken und nicht alles Gott überlassen wollen und sagen, er wird's wohl machen. Wir müssen es wohl machen."

„Wenn du das so sicher weißt, warum zweifelst du?"

„Sieh dir doch die Menschen hier in Mühlhausen an, sie wissen nicht, was sie wollen. Sieh den Pfeiffer, wie er sich in seiner aufgeregten Unüberlegtheit zu voreiligem Handeln leicht verleiten läßt. Er will losbrechen und weiß dabei nicht, wie er mit seinen Streifzügen gegen Klöster und dergleichen unsere gesamte Kraft schwächt. Und wenn ich ihn frage, ob er weiß, was er tut, dann redet er und redet, aber er sagt nichts Rechtes. Oder sieh doch den Dr. von Othera, den Stadtsyndikus, den sie auch in den neuen Stadtrat gewählt haben. Sieh,



Thomas Münzer.
Nach dem Holzschnitt eines unbekannten Künstlers

wie der herumschleicht, wie er nach allen Seiten Ausschau hält, wo sein Vorteil liegt. Heute noch hält er es mit uns. Morgen schon kann er sich den Fürsten an den Hals geworfen haben. Und die Folge ist, während die, die dem gemeinen Mann Vorbild sein sollten, unstet sind und undurchsichtig und aufs Eigene bedacht, werden die armen Leute unsicher und verwirrt."

„Bist du nicht ungerecht gegen die Menschen in Mühlhausen?"

„Ich sehe es noch viel schlimmer! Glaube mir, da draußen bei meinem Wandern hab' ich die Menschen wohl kennengelernt. Ich habe gesehen, daß die Bauern und die geringen Leute willig sind, für ihre Sache zu streiten. Ich habe aber auch die Leute gesehen, die immer wieder Unfriede und Unsicherheit in die Haufen bringen. Eben solche Voreiligen sind es wie der Pfeiffer oder solche, die nach allen Seiten schielen wie der Othera. Ich habe mit den Bauern im Hegau und Klettgau zu Basel geredet, ob sie mir zuziehen wollten, nach Mühlhausen. Und sie haben gesagt, wenn sie Sold bekämen, wollten sie ziehen. Und wie sieht es hier aus? Wenn sie kommen, haben wir unsere Kräfte in inneren Kämpfen verzehrt — und vielleicht . . ."

„Sag es nicht! Nein, Thomas, sag es nicht, kein Vielleicht! Hast du mich nicht gelehrt, es gibt im Letzten nur ein Entweder — Oder! Ist mein Lehrer von seiner Lehre abgewichen?"

„Ich habe Furcht, Ottilie."

„Du? Furcht?"

„Furcht um die Menschen."

Ottilie sah Thomas aus großen Augen an.

„Man muß alles wagen können, um ein Mensch zu sein. Alles: das ist mein Leben — dein Leben — unser

Leben. Aber es mag manchem leichter dünken, ein Knecht zu sein als ein Mensch. Und darum habe ich Furcht, sie könnten müde werden — und Knechte bleiben."

„Du mußt es ihnen sagen, Thomas, immer wieder! Sie müssen dich doch begreifen! Der Münzer ist es nicht, um den du besorgt bist. Sie — sie sind deine einzige Sorge! Alle müssen sich erheben, im ganzen Land — und zu einer Zeit. So sehe ich es!"

„Ich muß dir etwas sagen, Ottilie. Komm näher, Kind, und setze dich zu mir. Ich möchte dir danken."

„Wofür?"

„Für alles."

„Für alles? Ich habe doch so wenig für dich getan. Nichts habe ich tun können. Und immer sind andere um dich!"

„Ich möchte dir danken, daß du mich verstehst. — — Und nun will ich noch ein wenig arbeiten."

Ottilie wandte sich, zu gehen.

„Bleib bitte hier. Du sollst hören, was ich schreibe —, und ich will deine Meinung wissen."

Und während er schrieb, las er laut:

„An die mansfeldischen Bergknappen: Die reine Furcht Gottes zuvor. Liebe Brüder, wie lange schlaft ihr? Wie lange seid ihr Gott seines Willens nicht geständig, darum, daß er euch nach eurer Ansicht verlassen hat? Ach, wievielmal habe ich euch gesagt, wie es sein muß! Gott kann sich nicht anders offenbaren, ihr müßt handeln! Tut ihr's nicht, so ist das Opfer, ein herzbetrübtes Herzeleid, umsonst. Ihr müßt darnach von neuem wieder ins Leiden kommen. Das sage ich euch, wollt ihr nicht um Gottes willen leiden, so müßt ihr des Teufels Märtyrer sein. Darum hütet euch, seid nicht verzagt,

nachlässig, schmeichelt nicht länger den verkehrten Phantasten, den gottlosen Bösewichtern. Fanget an und streitet den Streit des Herrn, es ist hohe Zeit! Haltet eure Brüder alle dazu an, daß sie göttliches Zeugnis nicht verspotten, sonst müssen sie alle verderben. Das ganze deutsche, französische und welsche Land ist wach, der Meister will ein Spiel machen, die Bösewichter müssen dran. Zu Fulda sind in der Osterwochen vier Stiftskirchen verwüstet. Die Bauern im Klettgau, im Hegau und Schwarzwald sind auf, dreimal tausend stark, und der Haufe wird mit der Zeit immer größer. Allein das ist meine Sorge, daß die närrischen Menschen in einen falschen Vertrag einwilligen, weil sie den Schaden noch nicht erkennen.

Wenn euer nur drei sind, die auf Gott vertrauen, allein seinen Namen und Ehre suchen, werdet ihr hunderttausend nicht fürchten. Nun dran, dran, dran! Es ist Zeit! Die Bösewichter sind verzagt wie die Hunde. Redet die Brüder an, daß sie zur Einigung kommen und ihr Gelöbnis halten. Es ist über die Maßen hoch, hoch vonnöten. Dran, dran, dran! Laßt euch nicht erbarmen! Sehet nicht an den Jammer der Gottlosen. Sie werden euch also freundlich bitten, greinen, flehen wie die Kinder. Doch lasset euch nicht erbarmen! Reget an in Dörfern und Städten und besonders die Berggesellen mit anderen guten Burschen, die gut dazu sein werden. Wir müssen nicht länger schlafen!

Seht, da ich die Worte schreibe, kommt mir Botschaft von Langensalza, wie das Volk den Amtmann Herzog Georgs vom Schloß langen wollte, weil er drei habe heimlich umbringen lassen. Die Bauern vom Eichsfeld sind über ihre Junker fröhlich worden, kurz, sie wollen mit ihnen keine Gnade haben. Es ist des Wesens viel,

euch zum Vorbilde. Ihr müßt dran, dran, es ist Zeit! Balthasar und Barthel Krump, Valtein und Bischoff, gehet voran! Lasset diesen Brief den Berggesellen werden. Mein Drucker wird bald kommen, ich habe darüber sichere Botschaft. Ich kann es jetzt nicht anders machen, sonst wollte ich den Brüdern Unterricht genug geben, daß ihnen das Herz viel größer sollte werden denn alle Schlösser und Rüstung der gottlosen Bösewichter auf Erden.

Dran, dran, dieweil das Feuer heiß ist! Lasset euer Schwert nicht kalt werden von Blut! Schmiedet Pinkepank auf dem Amboß Nimrods, werfet ihnen den Turm zu Boden! Es ist nicht möglich, daß ihr ohne Furcht sein könnt, solange sie leben. Man kann euch über Gott nichts sagen, solange sie über euch regieren. Dran, dran, dieweil ihr Tag habt, Gott gehet euch vor, folget, folget!

Laßt euch nicht abschrecken. Denn dies sagt Gott: Ihr sollt euch nicht fürchten. Ihr sollt diese große Menge nicht scheuen, es ist nicht euer, sondern des Herrn Streit. Ihr seid es nicht, die da streiten, stellet euch fürwahr männlich. Ihr werdet sehen die Hilfe des Herrn über euch. Amen.

Datum, Mühlhausen im Jahre 1525. Thomas Münzer, ein Knecht Gottes wider die Gottlosen."

Ottilie blickte ihn lange an, dann sagte sie sehr langsam: „Ich sehe deine Fahne, ich sehe den Regenbogen darin, ich sehe die Worte: ‚Das Wort des Herrn bleibt in Ewigkeit' — und darunter: ‚Dies ist das Zeichen des ewigen Bundes Gottes, alle, die zu dem Bunde stehen wollen, sollen darunter treten.' Und ich sehe dich, wie du die Fahne aus unserer Marienkirche vom Predigtstuhl nimmst und unter der Fahne mit den Brüdern gegen die gottlosen Fürstenknechte ziehst. Und du wirst zuvorderst bei der Fahne sein!"

Und warum, Thomas, hast du dann wieder Frau und Kind verlassen, bist wieder davongegangen, weg nach Frankenhausen?

Da fragst du wieder dein Warum, entgegnete der Mann im Turm unter der Erde sich selbst. Gut, ich will dir antworten. Ich könnte sagen, weil es so kommen mußte oder weil es Gott so gefiel; aber das wäre billig geantwortet. Du sollst nicht behaupten können, ich wäre dir ausgewichen. Ich will dir berichten, wie es in diesen Tagen bis zum 11. Mai im Johanniterhof zu Mühlhausen aussah. Und so werde ich dein Warum beantworten.

Boten liefen vom Johanniterhof, Münzers Behausung, nach Merxleben, Allstedt, Frankenhausen, Sangerhausen, Sondershausen, Schmalkalden, Eisenach und noch weiter. Sie brachten den Gemeinden Briefe des Predigers. Und Boten kamen wieder zurück nach Mühlhausen, gaben Kunde, daß viele Menschen dabei wären, dem Ruf Münzers zu folgen. Sie meldeten, daß sich bei Frankenhausen ein großer Haufe an Bauern zusammenziehe, und der Haufe sei ständig im Wachsen, Tausende wären schon dort. Und die Boten sagten an, daß Münzers Widersacher aus vergangenen Tagen, der Herzog Johann, Kurfürst von Sachsen geworden sei. Sein Bruder Friedrich, den sie den Weisen nannten, wäre am 5. Mai gestorben. Johann nun rüste eilends zu einem Zug gegen Frankenhausen. Verhandlungen mit dem Haufen dort hätte er in der Zwischenzeit schon eingeleitet.

Wenn die Entscheidung fallen würde, so erwog Münzer, dann würde sie bei Frankenhausen fallen. Nur dort und nirgendwo sonst würden die Brüder aus dem Süden und aus Franken mit den Bauern in Thüringen zusammentreffen. Und wo es um die letzte Entscheidung gehen würde, da dürfte der Prediger der armen Leute nicht fernbleiben. Zwei Wege nur gab es: mit den Lippen zu predigen und beim letzten Kampf in der Sakristei zu bleiben oder die Wahrheit durch die Tat zu erweisen.

Am Abend, bevor Münzer wegzog nach Frankenhausen, sichtete er zusammen mit Ottilie die Briefe, die er seit 1514 gesammelt hatte. Noch einmal las er das Schreiben der Mönche von Sankt Petri zu Erfurt aus dem Jahr 1521.

„Dreißig Gulden, Ottilie, siehst du, für dreißig Gulden hätten sie ihr Latein gelernt ..."

„Tut es dir leid, daß du damals nicht nach Erfurt gegangen bist? Du hättest Ruhe gehabt."

„Tut es dir leid, Kind? Du hättest Ruhe gehabt."

„Wäre Münzer nicht nach Allstedt gekommen, dann wäre ich zu ihm nach Erfurt gelaufen!"

Münzer sah von den Briefen nicht auf. Es stimmte, wie die Frau es sah. Das Sehnen nach Ruhe zählte nicht, durfte nicht zählen.

Ein anderer Brief geriet ihm unter die Finger. Hans Pelt aus Halberstadt hatte ihm einmal geschrieben: „Thomas, auch wenn du glaubst, daß Christus durch sein Wort unter den Böhmen wirken wird, ich meine, daß die besseren Christen doch hier sind."

„Falsch, Hans Pelt, ganz falsch! Aber so seid ihr immer gewesen. Wollt nur euch selbst kennen und niemanden anders und haltet nur euch selbst für die vollendeten Christen. Was wißt ihr, die ihr euch in engen

Stuben einschließt und euren Blick nicht weiter als bis zu eurer Stubenwand gehen laßt, was wißt ihr von den Herzen eurer Brüder da draußen überall in der Welt? Woher, Hans Pelt, nimmst du den Mut zu behaupten, die Christen in einem Land seien besser als in einem anderen? Laß mich nur von Frankenhausen zurückkommen, dann will ich dir antworten, Hans Pelt, daß ein ‚besserer Christ' nichts gilt, wenn er nicht auch ein guter Mensch ist. Und ich will dir beweisen, daß ich unter dem gemeinen Volk überall gute Menschen fand, in Österreich, bei den Böhmen, in der Schweiz. Wir müssen lernen, uns richtig einzuschätzen, wie wir neben den anderen stehen, nicht auch nur um ein Haar breit darüber. Du bist überheblich, Hans Pelt aus Halberstadt. Und so beginnt das Übel. Von der Überheblichkeit ist es nur ein Schritt zur Herzlosigkeit. Und wozu herzlose Menschen fähig sind, das sehen wir doch Tag um Tag bei den Herren. Sie werden Menschenverächter. Sie werden Mörder. Und sie fangen mit dem Morden bereits bei der Seele des anderen an."

Sorgfältig nach Daten geordnet legte Thomas einen Brief nach dem anderen in einen Sack. Briefe von Karlstadt, von Melanchthon und andere.

Ottilie erinnerte sich an eine ähnliche Nacht. Als Thomas Allstedt verlassen mußte, hatten sie die Briefe auch zusammengepackt und in einen Sack gesteckt. Später dann war sie allein zu den Freunden nach Mühlhausen gegangen, hatte den Sack mitgenommen. Hatte auf Thomas gewartet, bis er dann in diesem Frühjahr von Schwaben zurückgekommen war.

„Soll ich dir den Sack wieder nachtragen, nach Frankenhausen, wie damals von Allstedt nach Mühlhausen?" fragte sie ihn mit einem traurigen Lächeln.

„Hoffentlich nicht!" antwortete er kurz. Der Tonfall in ihrer Stimme hatte ihn etwas geärgert. Vorwurf glaubte er herauszuhören. Er blickte auf, schaute zu ihr hin. Und er sah ihr liebes, vertrautes Gesicht, wie es vor Eifer bei der Arbeit gerötet war, er sah ihre klugen Augen, wie sie seine Dokumente prüften, ob sie des Aufhebens wert seien, er sah ihre schlanken, schönen Finger, wie sie die Pergamente hielten. Und er stand auf, ging hin zu ihr, strich ihr sacht übers Haar. Er wollte zu ihr sprechen. Und noch nie war es ihm so schneidend bewußt geworden, daß Worte nicht ausreichen konnten, alles, was ihn bewegte, zu sagen. Auch er vermochte nicht weiter zu gehen als an die Grenze, die mit den Worten selbst gezogen war. Und er konnte in dieser Stunde des Abschieds nichts anderes sagen als „Auf Wiedersehen, mein liebes Kind".

So nahm denn Münzer seine Fahne mit dem Regenbogen auf weißem Grund und ging seinen Weg nach Frankenhausen. Die Mühlhausener hatten ihm acht Karrenbüchsen zugestanden, die führte er mit. Und es waren einige hundert Männer, die ihm folgten.

Keine mutige Heerschar fand Thomas dort bei Frankenhausen vor. Keine Ordnung gab es in dem Haufen und keinen festen Plan. Ein unbeschreiblicher Wirrwarr herrschte in diesem großen Bauernlager. Ununterbrochen kamen neue Menschen heran. Viele Bauern hatten Weiber und Kinder mitgebracht, weil sie sie nicht allein in ihrem Dorf zurücklassen wollten —, die lärmten und schrien und vergrößerten das Durcheinander. Es war ein ständiges Kommen und Gehen. Kleine Trupps von Bauern, bewaffnet mit Lanzen und Mistgabeln und auch mit wenigen Feuerbüchsen, zogen zu Streifzügen davon. Andere Trupps kehrten zurück,



Aufrührerischer Bauernhaufen

trieben erbeutetes Vieh vor sich her. Die Proviantmeister eilten ihnen entgegen, sie hatten ein schweres Amt übernommen, mit ihrer Kochkunst sollten sie Tausende satt machen.

Auch nachts war nicht an Ruhe zu denken. Pferde rissen sich los und mußten eingefangen werden. Knechte, die sich den Bauern angeschlossen hatten, betranken sich, gerieten in Streit, lärmten. Kinder weinten, und niemand gab sich Mühe, sie zu beruhigen. Bauern, die noch am Lagerfeuer wachten, sangen laut und sorglos, bis sie unterbrochen wurden, wenn einer zum Gotterbarmen fluchte, sie sollten endlich stille sein und anständigen Menschen die nächtliche Ruhe

gönnen. Und diese dauernde Unruhe am Tage und nachts auf dem Bergfeld vor Frankenhausen war noch nicht das Schlimmste.

Weit schlimmer war das, was in aller Heimlichkeit fast lautlos vor sich ging. Gerüchte liefen um und brachten Verwirrung und Furcht.

Geschickte Fürstensöldlinge hatten unter den Bauern die Worte der Schrift Luthers verbreitet, die er „wider die räuberischen und mörderischen Rotten der Bauern" gerichtet hatte.

Da saß nun Münzer mitten im Bauernlager vor Frankenhausen, hielt die Schrift in der Hand, die Luther in den letzten Tagen des April auf Schloß Seeburg beim Grafen Albrecht von Mansfeld, dem Bruder des Heldrunger Ernst, aufgesetzt hatte.

„Du hast es wieder gesagt, Luther, überallhin verfolgst du mich mit deinem Haß —, und du wirst nicht eher Ruhe geben, bis du mich umgebracht hast." Thomas redete laut, als stände Luther da vor ihm.

„Du hast gesagt: ‚Besonders ist's der Erzteufel, der zu Mühlhausen regiert und nichts denn Raub, Mord, Blutvergießen anrichtet, wie denn Christus von ihm sagt, daß er sei ein Mörder von Anbeginn.'

Du siehst nur den Augenblick, da jetzt die Bauern in ihren anfänglichen Siegen ihrer Herren Blut vergossen haben. Du fragst nicht danach, warum sie denn so weit gekommen sind, daß sie ihre Hände gegen die Obrigkeit erheben müssen. Und du willst nicht das Blut sehen, das die Bauern durch Jahrhunderte hindurch im Dienste der Herren vergossen haben, du willst die Augen davor verschließen, wie die gemeinen, elenden Leute von den Herren geschunden, gequält und geplagt wurden, so lange, bis ihnen keine andere Wahl blieb, zu verkommen

oder die Leuteschinder wegzutun. Du fragst nicht, was alles zuvor geschehen ist, bis die armen Leute aus ihrer Friedfertigkeit heraustreten mußten. Und es ist so: wer auf der Fußbank der Herren sitzt, der weiß nicht mehr, wie hart der Erdboden ist, der blanke, nackte Erdboden, auf dem der Arme ruhen muß, wenn er kein Laub mehr hat, kein Stroh und kein Heu. Du bist satt, und darum verstehst du den nicht mehr, der hungrig ist.

Du könntest sonst nicht so schreiben: ‚Weil denn nun die Bauern Schuld auf sich laden vor beiden, Gott und den Menschen, und so mannigfältlich schon des Todes an Leib und Seele schuldig sind und kein Recht zugestehen noch erwarten, sondern immerfort toben, muß ich hier die weltliche Obrigkeit unterrichten, wie sie hierinnen mit gutem Gewissen handeln soll. Erstlich will ich der Obrigkeit nicht wehren, solche Bauern zu schlagen und zu strafen, denn sie hat dazu ihr gutes Recht. Zumal die Bauern ja nun nicht mehr um das Evangelium fechten, sondern sie sind offenbar treulose, meineidige, ungehorsame, aufrührerische Mörder, Räuber, Gotteslästerer geworden. Und sogar auch heidnische Obrigkeit hätte zu strafen Recht und Macht. Ja, es ist ihre Pflicht, solche Buben zu strafen.‘

Aber du hast so geschrieben, und du weißt vielleicht noch nicht einmal, was du uns damit getan hast — was du auch dir selbst damit getan hast. Du hast den letzten Faden des gemeinsamen Tuches zerschnitten.“

Nicht nur diese Worte Luthers lähmten die Bauern, noch andere Nachrichten ließen sie weiter verzagen: „Der Landgraf Philipp von Hessen, dieses Bürschchen von knapp einundzwanzig Jahren, hat mit seinen Kriegsknechten alle aufständischen Bauern in seinem Land blutig unterworfen. Jetzt zieht der Hesse mit mehr

als dreitausend Mann, mit schwerem Geschütz gegen uns!“

Neue Botschaften liefen in dem Haufen um: „Der hessische Landgraf hat sich mit dem Herzog von Braunschweig zusammengetan. Jetzt sind es bald fünftausend Mann, Reiter und Fußvolk, die gegen uns rücken!“

Weitere Meldungen kamen: „Der Herzog Georg von Sachsen marschiert mit vielen Reisigen heran. Die beiden ersten warten auf den dritten! Dann wollen sie alle zusammen gegen uns losschlagen!“

Gleich nachdem Münzer ins Lager gekommen war, hatte er drohende Briefe an die Grafen Ernst von Mansfeld und an seinen Bruder Albrecht geschickt, hatte gerechnet, die Herren würden sich dadurch zu voreiligem Handeln hinreißen lassen. Dann hätte der Haufe zu Frankenhausen sie einzeln abfangen können. Aber die schlauen Füchse waren mit ihren Kriegsknechten in ihren Burgen geblieben. Doch ihre Brut hatten sie ausgesandt: Spione. Die sollten sich in den Haufen einschleichen und noch mehr Verwirrung anstiften und zum Überlaufen anregen.

Da standen sie nun vor Münzer im Ring der Gemeinde des großen Bauernhaufens, die Geschöpfe des Grafen Ernst von Mansfeld. Der Priester Stephan Hartenstein und der Edelmann Matern von Gelenhofen. Und sie bekannten im Angesicht der versammelten Bauern:

„Wir haben alles, was hier vorgeht, unseren Herren getreulich berichtet!“

„Verrat!“ riefen einige der Umstehenden.

„Wir haben die Edlen, die hier zu dem Haufen gepreßt worden sind, und die verständigen Bauern, die haben wir beschworen, sie sollen den Münzer samt seinem Anhang an die Fürsten ausliefern, so wie's die Herren

in ihren Bedingungen geschrieben haben! Wir haben gesagt, und wir sind auch jetzt noch der Meinung, daß dann die Ursache des Aufruhrs weggeräumt ist!“

„Das ist noch nicht alles!“ riefen etliche aus dem Haufen. „Sie haben viele angestiftet, überzulaufen!“

„Verräter!“

Münzer gebot Ruhe.

„Sie sollen sich verantworten. Redet! Warum habt ihr das getan?“

Der Edelmann erwiderte rasch:

„Ich will die neue Ordnung nicht! Ich will, daß alles bleibt, wie es war! Und dafür tue ich, was ich kann!“

Und der Priester sagte:

„Ich hasse alle diese gemeinen Menschen. Sie sind gottverlassen seit jeher! Und Gott wird nie bei ihnen sein. Auch du, Münzer, wirst erfahren, daß Gott nicht bei dir ist, weil du gegen Gott bist!“

Noch einmal redete der Edelmann:

„Gott geht mich nichts an. Er hat sich nie um mich gekümmert, aber jetzt bete ich, er möge die Bauern verderben, daß sie jämmerlich zugrunde gehen!“

Aufs äußerste empört, wollten sich die umstehenden Bauern auf die beiden Männer stürzen. Münzer wies sie zurück.

„Wir sind keine Raufbolde! Wir sind hier, Recht zu sprechen! Antwortet, was soll mit ihnen geschehen? Wir kennen ihre Schuld: Verrat!“

Erregt riefen sie ihm zu:

„Verräter müssen sterben!“

Da warfen sich die beiden vor Münzer auf den Boden.

„Laß uns leben, Magister, laß uns um Gottes willen leben!“

„Sie müssen sterben!“ verlangte die Menge wütend.

Münzer sah schweigend vor sich hin. Worte aus der Schrift Luthers gegen die Bauern kamen ihm in den Sinn:

‚Denn wo er kann und straft nicht, es sei durch Mord oder Blutvergießen, so ist er schuldig an allem Mord und Übel, das solche Buben begehen.‘

Luther hatte dabei an die Herren gedacht, daß sie strafen sollten. Münzer dachte jetzt an die gemeinen Leute, daß *sie* strafen müßten. Und da Thomas schwieg, forderte die aufgebrachte Menge dringender:

„Sie müssen sterben!“

Alle Augen blickten auf ihn.

„Sprich! Magister!“ riefen die Bauern.

Und der Prediger hatte sich zu der schwersten Entscheidung seines Lebens durchgerungen.

„Die Gemeinde hat gesprochen“, sagte er und bestätigte so das Urteil.

Diesen Brief hatten die beiden Fürsten, der Herzog von Braunschweig und der Landgraf von Hessen, an die „Brüder von Frankenhausen“ gerichtet:

„Weil ihr euch aus Unverschämtheit und, bestärkt durch die verführerische Lehre eures Verfälschers des Evangeliums, wider unsern Erlöser Jesum Christum mit Mord, Brand und mancherlei Mißbietung Gottes vergangen habt und auch dem heiligen, hochwürdigen Sakrament grobe Lästerung erzeigt, darum sind wir, als diejenigen, denen von Gott das Schwert befohlen, hier versammelt, euch als die Lästerer Gottes zu strafen. Aber nichtsdestoweniger haben wir aus christlicher Liebe und auch weil wir meinen, daß manch armer Mann böslich verführt wurde, bei uns beschlossen: Wenn ihr uns den falschen Propheten Thomas Münzer samt seinem Anhang lebendig herausgebt und ihr euch

in unsere Gnade und Ungnade ergebt, so wollen wir euch dermaßen annehmen und uns dermaßen gegen euch erzeigen, daß ihr dennoch nach Gelegenheit der Sachen unsere Gnade finden sollet."

Einen Waffenstillstand von drei Stunden hatten die beiden Fürsten den Bauern zugesagt, damit sie beraten könnten.

Mitten in der erregten Menge stand Münzer, er hörte sie heftig sprechen, für und wider.

„Liefern wir doch den Prediger aus", rieten einige, „dann werden uns die Herren freiweg ziehen lassen!"

„Das steht nicht in dem Schreiben drin", sprach ein anderer dagegen. ‚Da steht nur, daß sie uns nach Gelegenheit der Sachen Gnade widerfahren lassen wollen. Was dann, wenn sie herausfinden, daß die Sache doch gegen dich spricht? Dann werden sie sehr ungnädig sein! Du siehst doch, die klugen Herren haben sich in dem Schreiben nicht im geringsten festgelegt. Sie sagen nur, was wir für sie tun sollen. Sie sagen aber nicht, was sie für uns tun werden."

Sie waren unentschlossen, wußten nicht, wie sie es halten sollten.

„Magister, sprich!" forderten sie. „Sage, was ist dein Rat?"

„Wenn es um mich gehen soll, dann will ich euch nicht raten: Geht hin und liefert mich aus oder bleibt und steht. Das ist meine Sache nicht, euch um meiner Person willen irgendwie zu beeinflussen. Nicht um meinetwillen seid ihr hier, das wißt ihr noch besser als ich. Aber um euretwillen bin ich zu euch gekommen. Ihr wußtet doch wohl ganz gut, daß es euch an allem und jedem Recht mangelte, darum wolltet ihr kämpfen. Und wenn nun ein paar Fürsten euch freundliche Worte

machen, dann meint ihr, die wären mehr wert als euer ehrlicher Kampf um euer gutes Recht. Oh, wenn ihr doch niemals so leichtgläubig wäret. Ich sage euch: Ihr sollt den Herren keinen Glauben schenken, denn sie werden euch keinen Glauben halten!“

Sie stießen sich an, flüsterten sich zu:

„Unser Magister mag recht haben.“

Und Münzer sah, wie sie nachdachten; er spürte, wie sie innerlich ringen mußten, wie sie suchten.

Da standen sie nun alle um ihn herum. Er schaute ihnen in die Gesichter. Und er las darin Zurückhaltung, Ablehnen und auch Vertrauen.

„Herr Gott!“ betete er laut, „sieh auf uns. Wir sind die Letzten unter den Menschen, die Verworfenen, die Ausgestoßenen, die Getretenen, die Gedrückten. Sieh auf uns, wir sind hier unter deinem freien Himmel versammelt, und wir wollen dein Wort wahr machen: ‚Denn siehe, ich will einen neuen Himmel und neue Erde schaffen, daß man der vorigen nicht mehr gedenken wird noch zu Herzen nehmen.‘ Und diese neue Erde wird endlich deine Erde werden mit deinen Menschen, die du am liebsten haben mußt, weil sie die Letzten sind. Du selbst hast die Letzten gerufen, aufzustehen, auf daß sie die Ersten werden!“

Er steht mitten unter den Bauern. Und noch einmal vermag er es, mutlosen Menschen Mut und Vertrauen einzugeben. Er hat die Zaghaften wieder aufgerichtet. Ja, sie wollen unter ihrem Zeichen, unter der Fahne mit dem Regenbogen, ohne Furcht gegen die gottlosen Herren streiten!

Und siehe! Da greift weit über den ganzen Himmel ein Regenbogen! Das ist ein Zeichen Gottes! Und es wird geschehen, daß der „ewige Bund“ der Armen und



Das Rathaus zu Frankenhausen, in dem Thomas Münzer gefoltert wurde, ehe ihn seine Peiniger dem Grafen Mansfeld auf Schloß Heldrungen auslieferten

Gedrückten und Elenden sich ebenso breit und mächtig ausspannt wie ein Regenbogen.

Und die Bauern knien nieder mit ihrem Prediger. Und sie singen:

„Komm Heiliger Geist, Herre Gott!
Erfüll mit deiner Gnaden Gut
Deiner Gläubgen Herz, Mut und Sinn,
Dein brünstig Lieb entzünd in ihn'n.
O Herr, durch deines Lichtes Glast
Zu dem Glauben versammelt hast
Das Volk aus aller Welt Zungen.
Das sei dir, Herr, zu Lob gesungen!"

Jäh schlagen Kanonenkugeln in die gläubige Menge. Und das Schreien der zu Tode Getroffenen löscht den Gesang aus.

Der Aufmarsch der Reisigen des Herzogs Georg von Sachsen war beendet. Die drei Fürsten hatten vor Frankenhausen ihre Streitkräfte vereinigt. Was brauchten sie nun danach zu fragen, ob der Waffenstillstand abgelaufen sei oder nicht. Was ging es sie an, wenn von der festgesetzten Zeit der Waffenruhe noch mehr als eine Stunde übrigblieb. Sie richteten sich genau darnach, wie Luther sie unterwiesen hatte:

„... man soll sich gegen die tollen Bauern zum Überfluß — obwohl sie es nicht wert sind — zu Recht und Vergleich anbieten und darnach, wo das nicht helfen will, flugs zum Schwert greifen."

So wurden die Bauern auf dem Bergfeld vor Frankenhausen hintergangen und überrumpelt.

Einige wenige Beherzte um Münzer rafften sich zum Widerstand auf. Und Thomas griff seine Fahne, ließ

sie hochauf flattern. Alle, alle sollten den Regenbogen schauen!

Aber es gab in diesem großen Haufen der sechstausend Bauern keinen Feldherrn, der sie angeleitet hätte. Es gab nur noch verwirrte und erschreckte Menschen, die vergaßen, daß sie Waffen in den Händen hielten. Und als die schwerbewaffnete Reiterei der vereinigten Fürstenheere auf ihren schweren Pferden heranstampfte, flohen viele, sehr viele. Und die Leute, die angefangen hatten davonzulaufen, den Berg hinunter, auf Frankenhausen zu, rissen die anderen mit, die noch immer nach der Fahne gesehen hatten.

Denn noch immer wehte das weiße Seidentuch mit dem bunten Regenbogen hoch über dem Kampffeld. Der Prediger Thomas lief mit seiner Fahne in das dichteste Gedränge, erfüllt von dem Glauben, es könne seine Gemeinde sich unter dem Regenbogen neu sammeln.

Da traf ein Reiter mit seiner Lanze den Kopf des Fahnenträgers. Blut strömte Thomas über die Stirn, in die Augen. Er sah nichts mehr. Stürzte. Und mit ihm fiel die Fahne.

Der Regenbogen war verloschen.

In heillosem Grauen floh nun, wer von den Bauern noch laufen konnte. Und ohne Gnade schlugen die Fürstenknechte auf sie ein. Und wer ihnen in die Augen sah, der konnte darin Lust am Morden erkennen.

Der kleine Ort Frankenhausen war vollgestopft mit Flüchtigen. Viele waren hier geblieben. Der Aufenthalt in dem Flecken, nicht mehr auf freiem Felde, kam ihnen schon als gewonnene Sicherheit vor. Es wurde Abend an diesem 15. Mai 1525. Und noch immer setzte der Strom der Flüchtenden nicht aus.

Nein, sie hatten ihn nicht totgeschlagen, den Mann, der die Fahne getragen hatte. Es war fast Nacht, als ihm das Bewußtsein zurückkam. Die Wunde am Kopf brannte. Der Mann zerriß sein Hemd, das Blut mit den Fetzen zu stillen. Mühsam sah er sich auf dem Bergfelde vor Frankenhausen um. Und was er sah, war Tod. Der Tod für Tausende von Bauern.

Münzer richtete sich auf. Er versuchte zu gehen, setzte Schritt vor Schritt. Er hörte die Sterbenden ächzen und die Verwundeten schreien. Er sah die gekrümmten und verrenkten Leiber. An einem Baumstumpf lehnte ein Mann. Im fahlen Licht erkannte Münzer, daß der mit großen, weiten Augen auf ihn schaute. Und diese Augen zwangen ihn hinzugehen. Und er redete zu dem Mann. Der antwortete nicht. Da erkannte Münzer, daß der Mann tot war. Und in diesen weitaufgerissenen Augen stand ein unsagbares Grauen.

Bleib hier, flüsterte etwas in ihm, setz dich, reiß dir die Hemdfetzen vom Kopf, daß das Blut versickert. Es ist besser so — und leichter. Bleib hier. Du bist nicht weit von den Toten. Und dann ist Ruhe — große Ruhe. Bleib hier.

Weiter! befahl es in ihm unerbittlich. Weiter!

Und er nahm seinen Weg durch dieses Bergfeld. Der willige Botenläufer Gottes gehorchte und ging.

Sie griffen ihn im Ort Frankenhausen auf. Und sie erkannten ihn: Thomas Münzer. Sie führten ihn vor die Fürsten. Und sie folterten ihn. Und sie mußten sein Wort hören:

„Omnia sint communia!"

Das war am 16. Mai 1525. Und einen Tag später brachten sie ihn nach Heldrungen.

He, Mann! Richte dich auf. Jetzt kommst du ans Licht!"

„Ans Licht?" flüsterte Münzer vor sich hin. „Ins Licht!" Seine Finger waren willig zu greifen. Und er hielt sich mit Anspannung aller seiner Kräfte an der Strickleiter. Zu klettern jedoch vermochte er nicht. So weit gehorchten die Glieder nicht.

Stephan und Bertold fluchten. Wie schwer und unbeweglich der dort hing. Einer achtete auf den anderen, und die Handgriffe der beiden Männer ergänzten sich genau. Einen Augenblick richtete sich Bertold auf, hielt im Zerren inne.

„Wenn wir jetzt aus Versehen loslassen — dann..."

„Dann wird es Leute geben, die ihn zu einem Märtyrer machen, weil wir ihn umgebracht haben. Und dann auch kommen unsere Herren um ihren Spaß."

„Du meinst, es ist reizvoller, einen reuigen Mann sterben zu sehen..."

„Gewiß. Ich bin gespannt auf sein letztes Wort. Du hattest ja dein Lederwams darauf gesetzt, daß er widerrufen wird."

„Damals konnte er sich noch in Gedanken an seine Stadt halten, an Mühlhausen."

„Du meinst, das kann er jetzt nicht mehr?"

„Ohne Grund sollen wir ihn nicht schon heute hier rausholen. Ich schätze, Mühlhausen wird nicht mehr lange ‚seine Stadt' sein."

„Das wird den Mann schwer treffen."

„Das kann ihn umbringen."

„Kann — was ist das, kann." Bertold griff wieder zu.
„Zieh! Unsere Herren wollen lieber ‚muß' hören!"
„Und du?"
„Was fragst du — ich diene meinem Herrn."

Sachkundig stellten die beiden Männer fest, daß der Gefangene über alle Maßen schwach war. Sie gaben ihm ein wenig Brot und abgestandene Milch. Aber er erbrach alles.

„Das wird ein harter Weg nach Mühlhausen werden", sagte Bertold vor sich hin. Bei den Gedanken an die Schwierigkeiten, die sich unterwegs ergeben würden, fluchte er ungehalten.

Da redete Münzer zu ihm:

„Was beklagst du dich, Knecht. Du hast dir dein Leben selbst so bereitet. Du läßt dich für diesen Weg genauso bezahlen wie für andere. Du hast eine sichere Rechnung für dich gemacht."

„Und du — hast du dir dein Leben nicht auch selbst so bereitet?"

Unbeholfen zuckte Bertold mit den Schultern. Warum mußte dieser Prediger auch noch ihn in inneren Aufruhr bringen mit seinen Worten. Seit er diesen Mann mit eigener Hand in den Turm gebracht hatte, wußte er nicht mehr, wer er war. Ein treuer Knecht — ein zweifelnder — ein sehr williger — ein aufrührerischer — ein sehr müder? Oder kein Knecht mehr? Eine alte Welt war in ihm verschüttet, und er sah keine neue.

Ruhig antwortete ihm Münzer:

„Meine Zeit ist zu Ende, Knecht."

Bertold begehrte gegen sich selbst und den anderen auf:

„Noch nicht ganz, Gefangener, so viel Zeit ist noch da, daß du bereuen und widerrufen kannst."

Aus Münzers hagerem Gesicht mit den eingefallenen Backen sahen die Augen tief aus ihren Höhlen groß auf den Knecht. Thomas schwieg. Das Schweigen reizte Bertold, und er meinte:

„Und was wirst du tun, wenn dein Mühlhausen gefallen ist?“

Münzer antwortete nicht.

Am Morgen nach der Einnahme von Mühlhausen setzten sich die Herzöge Georg von Sachsen, Heinrich von Braunschweig und der Landgraf Philipp von Hessen im Lager Görmar, vor der Stadt, zur Beratung zusammen. Ihre Bedienten hatten vor das Zelt Georgs von Sachsen Samtmäntel und Pelze auf rasch zurechtgeschlagene Bänke gebreitet.

Philipp hatte gut geschlafen, er war ausgeruht und versuchte jetzt, mit vielen Worten vor den beiden Herzögen seinen Anteil an der Einnahme der Stadt ins rechte Licht zu rücken. Es ging ihm darum, in das Stadtregiment mit einzugreifen. Darüber gab es in ihrem Kreise keinen Zweifel, den Namen „Freie Reichsstadt" würde man einfach verwischen, aber man würde den alten Stadtrat mit Patriziern wieder einsetzen, man würde ihnen auch nach außen einige Rechte belassen. Man wollte sich jedoch außer der großen Geldbuße, die die Stadt an die Sieger zu zahlen haben würde, ständigen Gewinn sichern. Philipp brachte den Vorschlag ein: Es soll jeder der drei Sieger auf ein Jahr Herrschaft über die Stadt haben. So käme jeder dran, sich aus der reichen Stadt zu holen, was er brauchte. Philipp redete viel. Er wollte, daß sie seinen Plan annehmen und daß er das erste Jahr bekäme. Während er auf die Herzöge einsprach, beobachtete er das Lager. Plötzlich kniff er die Augen zusammen. Er hörte nicht mehr zu, was Herzog Georg ihm erwiderte, er schaute mit aller Aufmerksamkeit hin zu den drei Menschen, die durch die Zeltgasse auf sie zukamen. Der Landgraf wandte

keinen Blick von diesen drei Leuten. Er starrte auf die Gestalt in der Mitte, geführt von zwei Landsknechten. Er sah nur die Frau. Er erkannte, wie ihr Leib schwer war. Aber doch ging sie nicht plumpen Schrittes. Philipp betrachtete sie genau. Selten hatte er bei einer Frau einen so anmutigen und dabei doch nicht gezierten Gang gesehen. Schwebend — nein, so konnte er es nicht nennen, dazu trat sie zu hart auf — von einer unsagbaren Festigkeit und doch Leichtigkeit war ihr Gang. Nackt müßte man sie so schreiten sehen, dachte Philipp.

Den Blick hielt die Frau gesenkt. Es sollte niemand den Schmerz in ihren Augen lesen und seine Freude daran haben. Aber der große Schmerz lag über ihrer ganzen Gestalt, war eingeschrieben in jeden Zug ihres Gesichts. Die Landsknechte hatten ihre Arme gepackt, daß das Fleisch unter ihren Griffen weiß wurde. Sie hätten die Frau gar nicht so fest zu greifen brauchen — es war zu unwahrscheinlich, daß sie fliehen würde. Wohin auch sollte sie sich wenden? Um sie her sah es aus, als lebten nur schreiende und plündernde und mordende Landsknechte auf der Welt.

Die beiden Männer sprachen nicht miteinander, doch als sie jetzt vor den Fürsten standen, redeten sie gleichzeitig auf die Herren ein.

„Ich habe sie zuerst gefunden!“

„Ich habe sie zuerst gegriffen!“

Und sie standen herausfordernd, warteten auf den Schiedsspruch und auf Belohnung. Sie ließen die Arme der Frau noch immer nicht los, fürchteten, sie könnte doch noch entweichen. Philipp sah die Frau, wie sie so nahe vor ihm stand, aufmerksam an. Er zog beide Lippen ein. Verdammt, das Weib ist schön! dachte er und stand unwillkürlich auf.

Herzog Georg, ungehalten über die Unterbrechung, herrschte die Landsknechte an:

„Macht euch weg mit dieser Hure — ich zahle nichts! Für kein Weib — keinen Teufel — und keinen Go . . .“

Gott wollte er sagen. Er hielt erschrocken im Wort inne, denn er war nach altem Herkommen gut katholisch und hielt sich auch für fromm. Er wußte, daß er den Namen des Herrn nicht unnütz führen durfte. Er wußte aber auch, wann es nützlich war — wie eben das Ergebnis des Treffens bei Frankenhausen und die Einnahme der Stadt Mühlhausen gezeigt hatte: In Gottes Namen hatte er seine Landsknechte aufgerufen, gegen die aufrührerischen Bauern und die gemeinen Leute in der Stadt zu kämpfen.

„Macht euch weg!“ schrie er die beiden an, ärgerlich, daß er sich vor den anderen Herren so eine Blöße gegeben hatte.

Ich will ihre Augen sehen, fuhr es Philipp durch den Sinn. Er griff ihr mit seiner Hand unters Kinn, ihren Kopf zu heben. Jäh trat sie zurück, so hastig, daß auch die Landsknechte einen Schritt zurücktorkeln mußten. Sie blickte auf, dem Landgrafen ins Gesicht. Der Ekel über die Berührung von seiner Hand stand in ihren Augen.

Philipp tat, als sei er belustigt.

„Hoho, Weibchen, wer bist du denn, daß du dich vor einem Fürsten keck aufführen willst?“

Die Frau preßte die Lippen aufeinander, schwieg.

Einer der beiden Landsknechte sagte:

„Sie ist die Frau von Münzer!“

Sehr langsam stand jetzt auch Heinrich von Braunschweig auf. Er redete leise, wog jedes Wort ab, bevor er es aussprach:

„Diese Frau ist gefährlich — bindet sie — bringt sie in ein Verlies — ohne Aufsehen. Das gemeine Volk könnte vielleicht . . .“

Er brachte den Satz nicht zu Ende. Philipp, der junge Mann, stampfte ungehalten mit dem Fuße auf.

„Ich sehe keine Gefahr. Ich will nicht, daß sie gefesselt wird!“ Er griff in den kleinen, runden Lederbeutel, den er am breiten Gürtel trug, fingerte einige Münzen heraus, warf sie auf den Boden. „Hier, habt ihr was!“ Die Landsknechte, die sich hastig nach dem unvermuteten Segen bückten, herrschte er an: „Packt euch!“

Ottilie stand schweigend, hielt beide Hände vor ihren Leib, als wolle sie das neue Leben darin auch von außen her schützen.

Philipp sprach vor sich hin; er richtete seine Worte weder an die Frau noch an die Herzöge.

„Jetzt gehört sie mit Fug und Recht mir. Ich habe sie ausgelöst.“

Er kam sich vor wie einer, der eine sehr gute Tat vollbracht hat. Und er setzte sich.

Georg von Sachsen meinte:

„Man sollte sie ausfragen, vielleicht weiß sie noch Verstecke, wo sich aufrührerische Bauern aufhalten.“

Philipp widersprach:

„Man soll sie nicht verhören!“ Und er lächelte. „Es wäre schade, wenn auch nur eines ihrer schönen Glieder ausgerenkt würde!“ Zu Ottilie wandte er sich: „Du weißt, welchen Dank du mir schuldest.“

Die Frau schwieg. Philipp redete jetzt zu den Fürsten:

„Ich glaube, das ist wirklich eine Tat, die Gott selbst wohlgefällig sein muß. Wir haben das Weib unseres schlimmsten Feindes in der Hand —, und wir foltern sie nicht einmal.“

Er sagte nichts weiter, sah die Frau lange, abschätzend an. Plötzlich stand er wieder auf, trat hart vor sie hin.

„Du weißt, daß du mir gehörst!"

„Ich gehöre meinem Herrn Thomas Münzer — und niemandem sonst auf der Welt!"

Er schlug ihr ins Gesicht.

„Sage: Ich gehöre dem Landgrafen Philipp von Hessen!"

„Thomas — —!"

Er schlug wieder und wieder. Sie klagte nicht. Da ließ er jäh von ihr ab. Und mit weicher Stimme redete er auf sie ein:

„Ich kann diesen Namen nicht hören, verdammt noch einmal, die Schläge galten nicht dir. Es soll dir gut gehen, Kind, wenn du dich vor all den Herren hier lossagst von diesem Münzer, dem Bauernfänger. Du brauchst nur zwei Worte zu sagen, bedenke, Kind, nur zwei Worte — und alle Welt glaubt dir, daß du nichts mehr gemein hast mit diesem Menschen. Auch weißt du, Kind, er sitzt jetzt sehr elend und sehr kümmerlich in einem Verlies — nur noch ein blutendes Stückchen Fleisch, du würdest keine Freude an ihm haben."

Ottilie preßte die Lippen zusammen. Sie schrie nicht. Sie fühlte sich sehr schwach und hätte sich gern ein wenig gestützt.

Sie blieb aufrecht stehen. Sie spürte fast schmerzhaft, wie Thomas jetzt anwesend war, obwohl sie wußte, daß er unerreichbar fern sein mußte. In ihrem Herzen hatte sie alle seine Worte bewahrt, auch die, die man ihr von ihm erzählt hatte. Und Kraft erwuchs ihr daraus. So hatte Münzer den Bauern im Lager von Frankenhausen gesagt: „Ihr sollt den Fürsten keinen Glauben schenken, denn sie werden euch auch keinen Glauben halten."

Philipp merkte, wie die Frau nachdachte. Er gab sich Mühe, seine Stimme weicher klingen zu lassen:

„Es wird dir an nichts fehlen, wenn du mit gutem Willen zu mir kommst, wenn du mir sagst: ich gehöre dir, Landgraf Philipp von Hessen — und alles andere ist abgetan. Sage selbst, Kind, was bedeutet schon so ein grober Bauernverführer gegen einen Landgrafen!"

„Ihr seid nicht einmal ein Mann! Wie könnt Ihr das von mir verlangen!"

Philipp schloß die Augen. Das Wort hatte ihn in seiner ganzen Eitelkeit getroffen! „Nicht einmal ein Mann!" Er sah zu den Herzögen hin, glaubte zu erkennen, wie sie lächelten.

„Du willst nicht? Gut!" Er trat nach ihrem Leib, daß sie strauchelte. „Ich will auch nicht!"

Einige Landsknechte standen in der Nähe herum, die rief er heran.

„He! Packt sie — und zieht sie aus!" Und zu Ottilie sagte er, und er gab sich Mühe, weich und angenehm zu sprechen:

„Du sollst sehen, wie die alle wollen!" Mit seiner Hand beschrieb er einen weiten Bogen. „Das ganze Heer!" Er keuchte, als koste ihn das sorgfältige Sprechen besondere Anstrengung.

„Nein! Nein! Nicht um meinetwillen — — um des Kindes willen! Nein!"

Der Landgraf von Hessen befahl den Landsknechten zuzugreifen. Es waren aber Männer, die zu den Fahnen Georgs von Sachsen gehörten, und so warteten sie auf das bestätigende Wort ihres Herrn.

Ottilie sah in die Gesichter der Fürsten. Und sie sah Geilheit und Mordgier. Und sie konnte nicht einen unter ihnen um Erbarmen bitten. Sie erkannte, auch

wenn sie knien würde und weinen und flehen, es wäre ihr nichts nütze. Sie sah in die Gesichter der Knechte. Und sie sah Feigheit und Gleichgültigkeit. An einen von ihnen wandte sie sich in ihrer letzten Not.

„Bruder, wenn du einen Dolch hast, gib her. Gib ihn mir. Sieh, du sollst keine Mühe weiter mit mir haben. Ich werde schon nicht ungeschickt sein und mein Herz finden. Bei deiner Seligkeit! Gib mir deinen Dolch! Und wenn du Kinder hast, dann kannst du ihnen sagen: Du hast geholfen, daß ein Kind im Mutterleib rein geblieben ist!"

Georg von Sachsen sagte sehr sachlich zu Philipp:

„Ich bin dafür, daß ich im ersten Jahre in Mühlhausen das Regiment habe."

Unwillkürlich griff Heinrich von Braunschweig nach seinem Gürtel. Sicher im Gehänge steckte sein Dolch. Er lächelte beruhigt. Sollte doch der Georg das erste Jahr haben, ihm selbst lag nicht übermäßig viel daran, doch er fand den Herzog sehr geschickt, gerade jetzt konnte der den jungen, hochnäsigen Landgrafen übervorteilen.

Der Landsknecht Barthel blickte unbehaglich auf die Frau. Was redete die da von seinen Kindern! Noch ein Wort mehr, Barthel wußte es, und er würde ihr sein Messer, sein schönes, scharfes Messer reichen . . .

Philipp knirschte mit den Zähnen.

„Ja", sagte er knapp zu Georg, „dann soll es in Mühlhausen so sein. Befehlt aber endlich den Leuten, sie sollen zugreifen!"

Und der Herzog Georg gab den Befehl. Als er ausgesprochen hatte, bekreuzigte er sich hastig, denn er war nach altem Herkommen gut katholisch und hielt sich auch für fromm.



Verhör und Hinrichtung der Bauern durch die fürstlichen Herren und Landsknechte. Ausschnitt aus einem Holzschnitt von Hans Weiditz (?)

Die Landsknechte führten die Frau vor die versammelten Kriegsleute. Sie nahmen ihr die Kleider. Sie nahmen ihr alles, was ihr zu eigen. Sie nahmen ihr schließlich das Leben.

Und es gab niemanden, der ihnen Einhalt gebot, denn es waren keine Menschen da — nur Knechte.

Sie hatten Thomas wieder auf den Karren geladen, mit dem er nach Heldrungen eingebracht worden war. Die Knechte Bertold und Stephan begleiteten das Gefährt auf Befehl des Grafen.

Sie waren den zweiten Tag unterwegs. Das Stoßen der hölzernen Räder bei jedem Schritt des Pferdes über die ausgefahrene Landstraße ließ die ausgerenkten Glieder des gefesselten Mannes auf die Bretter des Karrens schlagen. Und wenn das klare Bewußtsein in ein befreiendes Dämmern hinabsinken wollte, schnitt ein jäher Schmerz den Körper, peitschte das Bewußtsein wieder auf. Und die Augen erkannten blühende Fruchtbäume zu beiden Seiten der Straße.

„Schön“, flüsterte Thomas vor sich hin. „So schön. — Wer wird ernten? — Weiße Blüten — die Erde hat so viel Blut getrunken — und die Blüten sind nicht rot geworden — sind weiß geblieben — ganz rein. Sie werden es lernen, zu ernten — sie haben die Bäume doch auch gepflanzt. Eines Tages werden sie die Ernte einbringen.“

Sie waren noch eine knappe Tagesfahrt von Mühlhausen entfernt. Die beiden Knechte hatten sich verständigt, sie wollten am nächsten Schenkhaus am Wege rasten. Sie meinten, sie hätten die Ruhe verdient.

Stephan blieb mit dem Pferdeknecht beim Wagen, Bertold lief in die Schenke, Wein zu holen.

„Sie werden es mir umsonst geben!“ rief er dem anderen zu, zeigte ihm einen kurzen Dolch. Er hielt ihn in der blanken Hand.

Der Wirt kam nach einer Weile eilfertig mit ihm heraus, trug selbst ein kleines Fäßchen Wein, setzte sich höflich mit zu den Knechten am Wegrain. Unruhig sah er nach dem Dolch, den Bertold zwischen seine Knie geklemmt hatte, um beide Hände für den Krug freizuhaben. Mit einer Kopfbewegung wies Bertold zu dem Karren.

„Weißt du, wer da drauf liegt?"

Der Wirt zuckte mit den Schultern.

„Steh auf und sieh nach!"

Der Wirt ging hin, erkannte Münzer, erschrak tief und dachte daran, daß es Sonntage gegeben hatte, an denen er den weiten Weg nach Mühlhausen gelaufen war, um diesen Mann predigen zu hören. Und dann hatte er allen, die in seine Schenke gekommen waren, davon erzählt, mit Eifer und mit Leidenschaft. Er hatte sich damals bei dem Gedanken an Münzer sehr stark gefühlt, hatte das Reich der Gerechtigkeit sehr herbeigewünscht. Keine Herren würde es dann geben, die ihm unter faulen Vorwänden das letzte Faß Wein aus dem Keller stehlen könnten, kein falsches Gewicht würde da sein.

„Kennst du den Mann?" fragte Bertold.

Der Wirt trat sehr sicher auf, wie er zurück zu den Knechten ging. Er sah aber bei seiner Antwort niemanden an.

„Nein! Ich weiß nicht, wer er ist!"

„So", meinte Stephan zu Bertold, „ja, ich glaube, da kannst du heute im ganzen Lande herumfragen. Und keiner wird da sein, der sagt: ich kenne den Münzer."

„Münzer?" Der Wirt tat erstaunt, betonte sogleich noch einmal: „Bei Gott und der heiligen Jungfrau Maria, ich habe ihn nie zuvor gesehen! Aber von seiner Frau habe ich gehört", setzte er rasch hinzu.

„Was?“ fragte Bertold.

Der Wirt atmete auf. Er hatte die peinlichen Fragen bestanden, es war ihm gelungen, die Knechte abzulenken. Und er erzählte breit und ausführlich von dem Ende der Frau Ottilie unter den Händen der Landsknechte im Lager Görmar vor Mühlhausen.

Bertold stand auf, trat an den Karren heran, sah, daß der gefesselte Mann eingeschlafen war.

In das tiefe Vergessen der Bewußtlosigkeit war Münzer hinabgetaucht, dorthin, wo es keinen Schmerz mehr gab und keinen quälenden Gedanken.

Bertold scheute sich, den Mann anzufassen. Er schlug mit seinem Dolch gegen die Bretter des Karrens.

„He!“ rief er. „He, du!“

Münzer tat die Augen auf, wendete langsam seinen Kopf. Das Reden fiel ihm schwer.

„Was willst du, Mensch?“

Bertold wischte seinen Dolch am Hosenbein ab, steckte ihn ins Gehänge und sagte:

„Da schläfst du nun, und in der Zeit haben sie deine Frau totgeritten. Du hast viel geprahlt, Münzer, du hast gesagt: ‚Meine Sichel ist scharf.‘ Und was ist? Nicht einmal über deine eigene Frau kannst du die Hand halten!“

„Was sagst du, Mensch?“

„Totgeritten, sagte ich, ja.“ Und er setzte hinzu: „Du weißt, wie ich's meine.“

Und Münzer schrie.

Bertold wich zurück. Stephan sprang auf. Sie fürchteten, der Mann würde anfangen zu toben. Sie standen nebeneinander voll Unentschlossenheit und voll Furcht. Der Wirt ließ das Faß liegen, eilte in sein Haus und riegelte die Tür zu.

Münzer aber sah die Knechte nicht. Er hob sein Haupt starr empor. Er schloß die Augen. Er tat die Lippen auf und redete mit Gott. Laut und verzweifelt.

Die Knechte wagten nicht, sich zu bewegen. Dann geschah es, daß Bertold hinging zu dem Fasse am Wegrand und seinen Krug mit Wein füllte und an den Karren trat und den Wein Münzer hinhielt. Und er atmete schwer und sagte leise:

„Meister, sag, kann dein Gott mir auch verzeihen?"

Es war, wie Thomas antwortete, als kehre er aus unsagbar weiter Ferne zurück.

„Mein Gott? — Ich weiß nicht, wo Gott ist."

Jäh lachte Bertold auf, nahm den Krug hoch und trank ihn selbst aus.

„Los", rief er dem Pferdeknecht zu, „weiter!" Und vor sich hin redete er: „Los, also ohne Gott weiter —."

Den Holzkrug warf er hart beiseite. Er zerbrach. Und der Karren holperte auf das Lager von Görmar zu.

Ich, meine Herren, habe getan, was ich tun konnte", berichtete der Graf Ernst von Mansfeld den Fürsten, mit denen er in Mühlhausen im Rathaus zum Frühstück zusammensaß. Er griff nach einer gebratenen Gans, die auf einer der geplünderten silbernen Schalen aus Patrizierhäusern vor seinem Platz lag. Er riß eine Keule ab, führte sie mit beiden Händen zum Munde, redete kauend weiter, wandte sich dabei einmal an den Herzog Georg, dann an den Landgraf Philipp:

„Ich habe den Mann angesehen, wie sie ihn aus dem Turm geholt haben. Glaubt mir, meine Herren, er ist reif. Sieben Tage allein unter der Erde, das hält kaum ein strammer Ritter aus, ohne am Ende weich zu werden. Ich glaube, er wird gestehen, was wir nur wollen."

„Weiß er von seiner — von diesem Weibe?" fragte Philipp.

Höflich erwiderte ihm der von Mansfeld:

„Ja, gewiß, der Mann hat es erfahren, und meine Knechte haben mir gemeldet, wie ihn das Ende seiner Frau schlug. Er muß bis ins Innerste getroffen sein. Er soll sehr geschrien haben."

Philipp nahm seinen Weinbecher. Er schenkte dem Mansfelder Grafen einen anerkennenden Blick.

„Ihr meint also, wir werden heute einen vollkommenen Widerruf hören können?"

Mansfeld grub gerade seine Zähne in ein Stück Gänsebrust. Aber er nickte heftig. Ja, das war seine Meinung, der Mann wird widerrufen.

Der Herzog Georg sah sinnend vor sich hin. In den Morgenstunden war er nie sehr gesprächig. Langsam setzte er Wort an Wort.

„Ja, also dieser Mann ist gefangen. Sein Anhang ist zerschlagen. Seine letzte Stadt ist genommen. Der Mann ist gefoltert worden. Einmal — zweimal. Im Lande wendet sich jeder Mensch von seinem Namen ab. Niemand, der rechtschaffen ist, will mit ihm zu tun haben. Der Mann weiß, wie sinnlos sein Werk war. Seine Frau ist darüber zugrunde gegangen. Seine Kinder sind tot wie sie. Seine Schriften sind zerstreut. Es wird also niemanden mehr geben, der für ihn zeugen kann. — Wenn dieser Mann nicht an den Qualen seines Leibes zerbricht, dann wird er daran zerbrechen: an dem Wissen, daß sein Geist wird ausgerottet werden! — Ja, ich meine auch, dieser Mann wird widerrufen." Der Herzog hob seinen Becher. „Ich trinke auf unseren Sieg!"

Kurze Zeit später ritten die Herren in das Lager Görmar. Ein Bote hatte bestellt, der Karren mit Münzer sei eingetroffen.

Man band den Prediger vom Wagen los. Und er stand. Er blickte um sich. Und er sah den Richtblock. Er sah Heinrich Pfeiffer, seinen alten Weggenossen, der ihm nah und doch fremd gewesen war, auf den Block zuschreiten. Stumm. Aufrecht. Ruhig. Ohne Furcht. Kurz vor dem Block blieb Pfeiffer stehen, warf seinen Kopf in den Nacken, schaute aufwärts in den Himmel. Dann, ohne ein Wort, beugte er sich und hielt dem Henker seinen Hals hin.

Münzer senkte sein Haupt. Noch mehr Blut. Und immer mehr Blut. Herr Gott, wann wird es genug sein?

Er schloß die Augen. Heinrich, Ottilie, die Bauern alle — — — er hat ihren Tod nicht abwenden können. Seine Hände verkrampften sich zu Fäusten. Seine Kraft hat nicht ausgereicht, für das Große, das er gewagt hat. Die Menschen, die um ihn waren und die ihm lieb waren, sie sind ausgelöscht worden, so wie er ausgelöscht werden wird. —

Und Gott hat doch geschwiegen. —

Ein Pater trat geschmeidig auf Münzer zu.

„Sieh, Mensch, wie eitel war alles, was du angefangen hast! Bekenne im Angesicht Gottes deine Reue, denn alle deine Taten waren umsonst!"

Münzer hob seinen Kopf, öffnete die Augen. Er sah den wendigen Pater zu den Fürsten hinblicken. Er antwortete nicht und schwieg. Mit langsamen, gemessenen Schritten ging er an dem Pater vorbei. Er trat vor den Richtblock.

Herzog Georg löste sich nach kurzem Zögern aus der Gruppe der zuschauenden Herren. Er war unwillig über den Geistlichen. Wenn diesen Münzer etwas zur Reue bewegen könnte, dann etwas anderes. Und er schrie es dem Mann vor dem Richtblock in die Ohren:

„Laß es dir leid sein, Thomas, daß du deinen Orden verlassen hast und die Kappen ausgezogen und ein Weib genommen!"

Der Abfall von der alten Lehre erschien dem Herzog als das schlimmste Vergehen Münzers, denn er war nach altem Herkommen gut katholisch und hielt viel auf seine Frömmigkeit. Doch wie er den Verurteilten ansah, spürte er tief unten in seinem Bewußtsein: Dieser da ist gar nicht der Angeklagte, er klagt mit seinem Schweigen an. Und darüber vergaß der Herzog, was er noch sagen wollte.

Unsicher sah er sich um. Das bemerkte Philipp von Hessen, der Landgraf. In seiner raschen Art sprang der junge Mann hinzu. Vor den versammelten Herren würde er dem Herzog, diesem Leisetreter, eins auswischen.

„Münzer, laß dir das nicht leid sein!"

Und jetzt brachte er vor, was er für das größte Verbrechen des Angeklagten hielt.

„Sondern laß dir leid sein, daß du aufrührerische Leute gemacht hast!" Und er setzte hinzu, denn er hörte sich gern sprechen: „Traue dennoch Gott, er ist gnädig und barmherzig. Er hat seinen Sohn für dich in den Tod gegeben!" Philipp wußte, ein Schreiber war da, also würde sein Wort, dieses freundliche Wort gegen so einen groben Verbrecher auch der Nachwelt nicht verlorengehen.

Der Mann vor dem Richtblock regt sich. Er blickt den Herren rings um ihn in die Gesichter. Einem nach dem anderen. Lange. Schweigend.

Und der Himmel reißt auf. Gott redet mit ihm: Gott selbst hat ihm diese Gesichter neben den Richtblock gestellt. Gerade diese Gesichter. Die Gesichter der Herren.

Da breitet der Prediger beide Arme weit aus. Eine große Zuversicht erfüllt sein Herz. Es ist nichts umsonst gewesen! Nicht ein Schritt und nicht ein Wort! Es werden andere kommen und erfüllen, was er mit den Brüdern begonnen.

Und er spricht. Seine Stimme klingt hart und deutlich und laut. Es ist, als stände er auf der Kanzel und als höre ihn eine Gemeinde in der ganzen Welt. Es sagt der Mann vor dem Richtblock:

„Die Herren sollen fleißig in den heiligen Schriften lesen, zumal in den Büchern Samuelis und der Könige.

Dort werden sie Beispiele genug finden, was für ein Ende Tyrannen nehmen. Und darin mögen sie sich wohl spiegeln!“

Dann schlägt der Henker zu.

Der Knecht Bertold kniff die Lippen ein, als er den Befehl bekam, den Kopf des Predigers Münzer auf einen Pfahl zu stecken.

„Er hat nichts bereut — heilige Mutter Gottes — er ist ein Gerechter! Es gab nichts zu bereuen!“ redete er vor sich hin. „Er hat nicht widerrufen! — — — Ich will seinen Kopf nicht berühren — ich will nichts mehr damit zu schaffen haben!“ Er schrie es heraus. „Ich will nicht mehr!“ Und er lief in einem jähen Anfall davon. Er kam nicht weit, denn die Aufpasser seines Herrn spießten ihn wie einen tollen Hund.

Es gab jedoch genug andere Knechte. Und die steckten den Kopf Münzers am Schadeberg vor Mühlhausen auf einen Pfahl.

Im Jahre 1527 schrieb Luther:

„Der Münzer ist tot. Aber sein Geist ist noch nicht ausgerottet.“

Ja! Sein Geist ist noch nicht ausgerottet, denn das Wort des Hus bleibt:

„Sie haben die Wahrheit in den Tod gegeben. Sie ist auferstanden und hat alles besiegt!“

LITERATUR- UND QUELLENVERZEICHNIS

Friedrich Engels: „Der Deutsche Bauernkrieg", Dietz Verlag, Berlin 1951

M. M. Smirin: „Die Volksreformation des Thomas Münzer und der große Bauernkrieg", Dietz Verlag, Berlin 1952

Wilhelm Zimmermann: „Der Große Deutsche Bauernkrieg", Dietz Verlag, Berlin 1952

Alfred Meusel: „Thomas Müntzer und seine Zeit", Aufbau-Verlag, Berlin 1952

Franz Mehring: „Deutsche Geschichte vom Ausgange des Mittelalters", Dietz Verlag, Berlin 1952

E. A. Kosminski: „Geschichte des Mittelalters", Volk und Wissen Volkseigener Verlag, Berlin 1952

W. F. Semjonow: „Geschichte des Mittelalters", Volk und Wissen Volkseigener Verlag, Berlin 1952

Carl Hinrichs: „Thomas Münzer, Politische Schriften", Max Niemeyer Verlag, Halle (Saale) 1950

H. Böhmer und P. Kirn: „Thomas Müntzers Briefwechsel", Verlag B. G. Teubner in Leipzig und Berlin 1931

Georg Weber: „Allgemeine Weltgeschichte", Verlag Wilhelm Engelmann, Leipzig 1885

Luthers Werke, Ausgabe im Verlag M. Heinsius Nachfolger Eger & Sievers, Leipzig 1924

Dr. Karl August Hase: „Kirchengeschichte", Verlag Breitkopf und Härtel, Leipzig 1886

Sämtliche Illustrationen stellte uns die „Sammlung Karger-Decker", Berlin, zur Verfügung.